Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

348ster bis 350ster Band.

Enthält:

Zwanzig Jahre nachher.

Viertes bis sechstes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Zwanzig Jahre nachher.

Fortsetzung

der

Drei Musketiere.

Von

Alexandre Dumas.

Nach dem Französischen

von

August Zoller.

Viertes bis sechstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

I.

Ein Abenteuer von Marie Michon.

Ungefähr um dieselbe Stunde, wo die Entweichungspläne zwischem dem Herzog von Beaufort und Grimaud entworfen und angesponnen wurden, ritten zwei Männer, gefolgt von einem Bedienten, durch die Rue du Faubourg-Saint-Marcel in Paris ein. Diese zwei Männer waren der Graf de La Fère und der Vicomte von Bragelonne.

Der junge Mann kam zum ersten Male nach Paris und Athos hatte keine große Eitelkeit darein gesetzt, indem er ihm die Hauptstadt, seine alte Freundin, von dieser Seite zeigte. In der That, das letzte Dorf der Tourraine war lieblicher anzuschauen, als Paris von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, unter dem der Jüngling Blois anschaute. Zur Schande von Paris muß man auch gestehen, daß es nur einen mittelmäßigen Eindruck auf den jungen Menschen hervorbrachte.

Athos hatte stets seine heitere, sorglose Miene.

In Saint-Medard angelangt, schlug Athos, der in diesem großen Labyrinth seinem Reisegefährten als Führer diente, zuerst den Weg in die Rue des Postes, dann in die de l'Estrapade, dann in die des Fossés-Saint-Michel, dann in die Rue des Vaugirards ein. Zur Rue Ferou gelangt, ritten die Reisenden durch diese. Ungefähr in der Mitte

derselben hob Athos lächelnd die Augen empor, deutete auf ein Haus von bürgerlichem Aussehen und sagte zu dem Jüngling:

„Sieh, Raoul, hier ist ein Haus, wo ich die sieben süßesten und sieben grausamsten Jahre meines Lebens zugebracht habe.“

Der junge Mann lächelte ebenfalls und begrüßte das Haus. Die fromme Achtung, die er für seinen Beschützer hegte, gab sich in allen Verhältnissen seines Lebens kund.

Die Reisenden hielten in der Rue du Vieux-Colombier vor dem Gasthofe zum grünen Fuchse an. Athos kannte die Taverne seit geraumer Zeit. Hundertmal war er mit seinen Freunden dahin gekommen; aber seit zwanzig Jahren waren, bei den Wirthsleuten anzufangen, vielfache Veränderungen in diesem Hotel vorgegangen.

Die Reisenden überließen ihre Pferde den Händen der Knechte, und da es Thiere von edler Race waren, so befahlen sie, sehr für dieselben besorgt zu sein, ihnen nur Stroh und Haber zu geben und die Brust und die Beine mit warmem Weine zu waschen. Sie hatten zwanzig Meilen in einem Tage zurückgelegt. Nachdem sie sich, wie dies wahre Cavaliere thun müssen, zuerst mit ihren Pferden beschäftigt hatten, verlangten sie zwei Zimmer für sich.

„Ihr werdet Toilette machen, Raoul;“ sprach Athos, „ich stelle Euch Jemand vor.“

„Heute, Herr?“ fragte der Jüngling.

„In einer halben Stunde.“

Der Jüngling verbeugte sich.

Minder unermüdlich, als Athos, welcher von Eisen zu sein schien, würde er vielleicht ein Bad in dem Seineflusse vorgezogen haben, von dem er so viel hatte sprechen hören, und den er geringer als die Loire zu finden sich gelobte. Dann wäre ihm wohl ein Bett

willkommener gewesen, aber der Graf de la Fère hatte gesprochen, und er dachte nur daran, ihm zu gehorchen.

„Kleidet Euch sorgfältig, Raoul," sagte Athos, „man soll Euch schön finden."

„Ich hoffe, Herr," erwiederte der Jüngling lächelnd, „es handelt sich nicht um eine Heirath. Ihr kennt meine Verbindung mit Louise."

Athos lächelte ebenfalls.

„Nein, seid ruhig," sprach er, „obgleich ich Euch einer Frau vorstellen werde."

„Einer Frau?" sagte Raoul.

„Ja, ich wünsche sogar, daß Ihr sie liebtet."

Der junge Mensch schaute den Grafen mit einer gewissen Unruhe an; aber das Lächeln von Athos beruhigte ihn bald wieder.

„Und wie alt ist sie?" fragte der Vicomte von Bragelonne.

„Mein lieber Raoul, lernt ein für allemal," sagte Athos, „daß dies eine Frage ist, welche man nie macht. Wenn Ihr auf dem Antlitz einer Frau ihr Alter lesen könnt, so ist es unnütz, sie zu fragen, könnt Ihr es nicht, so ist es indiscret."

„Ist sie schön?"

„Vor sechszehn Jahren galt sie nicht nur für die schönste, sondern auch für die anmuthigste Frau von Frankreich."

Diese Antwort beruhigte den Vicomte völlig. Athos konnte keinen Plan mit ihm und mit einer Frau haben, welche ein Jahr früher, als er auf die Welt kam, für die hübscheste und anmuthigste von Frankreich galt.

Er zog sich also in sein Zimmer zurück und bemühte sich, mit der Coquetterie, welche der Jugend so gut steht, dem Auftrage von Athos Folge zu leisten, das heißt, sich so schön als möglich zu machen. Bei dem aber, was die Natur für ihn gethan hatte, war dies ein Leichtes.

Als er wieder erschien, empfing ihn Athos mit dem väterlichen Lächeln, mit welchem er einst d'Artagnan empfangen hatte, worin sich aber eine noch tiefere Zärtlichkeit für Raoul abspiegelte.

Athos warf einen Blick auf seine Füße, auf seine Hände und auf seine Haare, diese drei Race-Zeichen. Seine schwarzen Haare waren gleichmäßig abgetheilt, wie man sie in jener Zeit trug, und fielen, sein Gesicht umrahmend, auf die Schultern herab. Handschuhe von gräulichem Damhirschleder, welche mit seinem Hute im Einklange standen, hoben eine feine, elegante Hand hervor, während seine Stiefeln von derselben Farbe, wie seine Handschuhe und sein Hut, einen Fuß umspannten, welcher der eines zehnjährigen Kindes zu sein schien.

„Gut," murmelte er; „wenn sie nicht stolz auf ihn ist, so muß sie sehr häkelig sein."

Es war drei Uhr Nachmittags, das heißt, die schickliche Stunde zu Besuchen. Die zwei Reisenden gingen nach der Rue de Grenelle zu, schlugen den Weg nach der Rue Roussiers ein, traten in die Rue Saint-Dominique und hielten vor einem prachtvollen Hotel an, das den Jacobinern gegenüber lag und von dem Wappen von Luynes überragt war.

„Hier ist es," sprach Athos.

Er trat in das Hotel mit dem festen, sichern Schritte, der dem Portier andeutet, daß der Eintretende das Recht hat, so zu handeln. Er stieg die Treppe hinauf, wandte sich an einen Bedienten, welcher in großer Livrée wartete, und fragte, ob die Frau Herzogin von Chevreuse sichtbar wäre und den Herrn Grafen de la Fère empfangen könnte.

Einen Augenblick nachher kam der Lackei zurück und sagte:

Obgleich die Frau Herzogin von Chevreuse nicht die Ehre hätte, den Herrn Grafen de la Fère zu kennen, so bäte sie ihn doch, eintreten zu wollen.

Athos folgte dem Bedienten, der ihn eine lange

Reihe von Zimmern durchwandern ließ, und blieb endlich vor einer geschlossenen Thüre stehen. Man befand sich in einem Salon. Athos machte dem Vicomte von Bragelonne ein Zeichen, da zu verweilen, wo er war.

Der Lackei öffnete und meldete den Herrn Grafen de la Fère.

Frau von Chevreuse, von der wir so oft in unserer Geschichte von den drei Musketieren sprachen, ohne je die Gelegenheit gehabt zu haben, sie in die Scene zu bringen, galt immer noch für eine sehr schöne Frau. Obgleich sie zu dieser Zeit 44 bis 45 Jahre alt war, so schien sie doch kaum 38 bis 39 zu sein. Sie besaß immer noch ihre schönen blonden Haare, ihre großen, lebhaften, verständigen Augen, welche die Intrigue so oft geöffnet und die Liebe so oft geschlossen hatte, und ihren Nymphenwuchs, welcher bewirkte, daß sie, wenn man sie von hinten sah, immer noch das junge Mädchen zu sein schien, das mit Anna von Oesterreich in dem Graben der Tuilerien umhersprang, wodurch 1623 die Krone von Frankreich eines Erben beraubt wurde.

Es war übrigens immer noch das tolle Geschöpf, das seinen Liebschaften ein solches Gepräge von Originalität verliehen hatte, daß dieselben beinahe zur Verherrlichung ihrer Familie dienten.

Die Herzogin befand sich in einem kleinen Boudoir, dessen Fenster auf den Garten ging. Dieses Boudoir war nach einer Mode, welche Frau von Rambouillet herbeigeführt hatte, als sie ihr Haus baute, mit einer Art von blauem Damast mit Rosablumen und goldenem Laubwerk austapeziert. Es war eine große Coquetterie für eine Frau von dem Alter der Herzogin von Chevreuse, in einem solchen Boudoir zu verweilen, und besonders so, wie sie es war, auf ein Sofa gelagert und den Kopf an die Wand gelehnt.

Sie hielt in der Hand ein halb geöffnetes Buch

und hatte ein Kissen, um den Arm zu stützen, der das Buch hielt.

Bei der Ankündigung des Bedienten erhob sie sich ein wenig und reckte neugierig den Kopf vor.

Athos erschien.

Er war in veilchenblauen Sammet mit ähnlichen Possamenten gekleidet. Die Nesteln waren von mattem Silber, sein Mantel hatte nur eine goldene Stickerei und eine einzige veilchenblaue Feder schwankte an seinem schwarzen Hut.

Er trug Stiefeln von schwarzem Leder und an seinem gefirnißten Gürtel hing der Degen mit dem prachtvollen Griffe, den Porthos so oft in der Rue Férou bewundert hatte, und welchen ihm Athos nie hatte leihen wollen. Herrliche Spitzen bildeten den zurückgeschlagenen Kragen seines Hemdes, Spitzen fielen auch an seinen Stiefeln herab.

In der ganzen Person desjenigen, welchen man unter einem, Frau von Chevreuse völlig unbekannten, Namen gemeldet hatte, trat ein so vollständig edelmännischer Ausdruck hervor, daß sie sich halb erhob und ihm mit einem anmuthigen Zeichen bedeutete, er möge sich in ihrer Nähe niedersetzen.

Athos grüßte und gehorchte. Der Lackei war im Begriff, sich zurückzuziehen, als ihn Athos durch ein Zeichen bleiben hieß.

„Madame," sprach er zu der Herzogin, „ich habe die Kühnheit gehabt, mich in Eurem Hotel einzufinden, ohne Euch bekannt zu sein. Diese Kühnheit ist mir gelungen, denn Ihr hattet die Gnade, mich zu empfangen; nun wage ich es noch, Euch um eine Unterredung von einer halben Stunde zu bitten."

„Ich bewillige Euch dieselbe, mein Herr," antwortete Frau von Chevreuse mit ihrem reizendsten Lächeln.

„Doch das ist noch nicht Alles, Madame; oh! ich bin ein gewaltig ehrgeiziger Mensch, ich weiß es wohl.

Die Unterredung, die ich mir von Euch erbitte, ist eine Unterredung unter vier Augen, in der ich nicht unterbrochen zu werden wünschen muß."

„Ich bin für Niemand zu Hause," sagte die Herzogin von Chevreuse zu dem Bedienten; „geht!"

Der Lackei entfernte sich.

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein, während dessen diese zwei Personen, welche bei dem ersten Blicke gegenseitig so gut ihren hohen Ursprung erkannten, sich ohne eine Verlegenheit von der einen oder der andern Seite prüfend betrachteten.

Die Herzogin von Chevreuse unterbrach zuerst das Stillschweigen.

„Nun, mein Herr," sagte sie lächelnd, „seht Ihr nicht, daß ich mit Ungeduld warte?"

„Und ich, Madame," erwiederte Athos, „schaue mit Bewunderung."

„Mein Herr," sprach Frau von Chevreuse," entschuldigt mich, aber ich wünschte sogleich zu wissen, mit wem ich spreche. Ihr seid ein Mann vom Hofe, das ist unbestreitbar, und dennoch habe ich Euch nie bei Hofe gesehen. Kommt Ihr vielleicht zufällig aus der Bastille?"

„Nein, Madame," antwortete Athos lächelnd, „aber vielleicht bin ich auf dem Wege, der dahin führt."

„Ah, dann sagt mir geschwinde, wer Ihr seid, und geht," erwiederte die Herzogin mit dem lustigen Tone, der bei ihr einen so großen Zauber ausübte; „denn ich bin in dieser Beziehung bereits hinreichend compromittirt und kann mich nicht noch mehr compromittiren."

„Wer ich bin, Madame? man hat Euch meinen Namen gesagt: der Graf de la Fère. Diesen Namen habt Ihr nie gekannt; ich führte einst einen andern, den Ihr vielleicht gewußt, aber sicherlich vergessen habt."

„Nennt ihn immerhin, mein Herr."

„Früher," versetzte der Graf de la Fère, „nannte ich mich Athos."

Frau von Chevreuse machte große, verwunderte Augen. Offenbar hatte sich dieser Name in ihrem Gedächtnisse nicht ganz verwischt, obgleich er mit vielen alten Erinnerungen vermengt war.

„Athos?“ sagte sie, „wartet doch ein wenig...“

Und sie legte ihre zwei Hände an ihre Stirne, als wollte sie die tausend flüchtigen Gedanken, welche dieselbe enthielt, nöthigen, einen Augenblick stehen zu bleiben, um sie klar in dem buntscheckigen, glänzenden Haufen schauen zu lassen.

„Soll ich Euch helfen, Madame?“ sagte Athos lächelnd.

„Ja doch,“ erwiederte die Herzogin, des Suchens bereits müde; „Ihr thut mir einen Gefallen damit.“

„Dieser Athos stand in Verbindung mit drei jungen Musketieren, und diese drei Musketiere hießen d'Artagnan, Porthos und...“

Athos hielt inne.

„Und Aramis,“ sprach die Herzogin lebhaft.

„Und Aramis, so ist es,“ versetzte Athos. „Ihr habt also diesen Namen nicht gänzlich vergessen?“

„Nein,“ sprach sie, „nein! Armer Aramis! er war ein reizender Cavalier, zierlich, verschwiegen, und machte artige Verse. Ich glaube, es hat eine schlimme Wendung mit ihm genommen.“

„Aeußerst schlimm: er ist Abbé geworden.“

„Ah, welch' ein Unglück!“ rief Frau von Chevreuse, nachläßig mit ihrem Fächer spielend. „In der That, mein Herr, ich danke Euch.“

„Wofür, Madame?“

„Daß Ihr diese Erinnerung in mir zurückgerufen habt, denn sie gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend.“

„Dann erlaubt Ihr mir also, eine zweite in Euch zurückzurufen?“

„Welche mit dieser in Verbindung steht?“

„Ja oder nein.“

„Meiner Treue," versetzte Frau von Chevreuse, „sprecht immerhin. Bei einem Manne, wie Ihr seid, wage ich Alles."

Athos verbeugte sich.

„Aramis," fuhr er fort, „stand in Verbindung mit einer Nähterin in Tours."

„Mit einer Nähterin in Tours?' fragte Frau von Chevreuse.

„Ja, einer Verwandtin von ihm, welche Marie Michon hieß."

„Ah, ich kenne sie!" rief Frau von Chevreuse; „es ist diejenige, an welche er von der Belagerung von La Rochelle schrieb, um sie von einem Complott in Kenntniß zn setzen, das man gegen den armen Buckingham angesponnen hatte."

„Ganz richtig; wollt Ihr mir erlauben, von ihr zu sprechen?"

Frau von Chevreuse schaute Athos an und sagte nach kurzem Stillschweigen:

„Ja, vorausgesetzt, daß Ihr mir nicht zu viel Schlimmes von ihr sagt."

„Ich wäre ein Undankbarer," erwiederte Athos, „und ich betrachte den Undank nicht als einen Mangel oder als ein Verbrechen, sondern als ein Laster, was noch schlimmer ist."

„Ihr, undankbar gegen Marie Michon!" rief Frau von Chevreuse, und suchte in den Augen von Athos zu lesen. „Wie könnte dies sein? Ihr habt sie nie persönlich gekannt."

„Ei, Madame, wer weiß!" versetzte Athos. „Ein Volksprüchwort sagt: nur die Berge kommen nicht zusammen, und die Volkssprüchwörter sind zuweilen unglaublich wahr."

„Oh! fahrt fort, mein Herr, fahrt fort," sagte Frau von Chevreuse lebhaft. „Ihr könnt nicht glauben, wie sehr mich diese Unterhaltung belustigt."

„Ihr ermuthigt mich, und ich fahre fort. Diese

Base von Aramis, diese Marie Michon, diese junge Nähterin hatte trotz ihres niedrigen Standes die höchsten Bekanntschaften. Sie nannte die vornehmsten Damen des Hofes ihre Freundinnen, und die Königin, so stolz sie auch in ihrer doppelten Eigenschaft als Oesterreicherin und Spanierin war, nannte sie ihre Freundin."

„Oh!" sprach Frau von Chevreuse mit einem leichten Seufzer und einer kleinen Bewegung der Augenbrauen, die nur ihr eigenthümlich war, „die Dinge haben sich seit jener Zeit gewaltig verändert."

„Und die Königin hatte Recht," fuhr Athos fort, „denn sie war ihr sehr ergeben, ergeben bis zu einem Grade, daß sie ihr als Vermittlerin mit ihrem Bruder, dem Könige von Spanien, diente."

„Was ihr jetzt als ein großes Verbrechen angerechnet wird," versetzte die Herzogin.

„So," fuhr Athos fort, „so, daß der Cardinal, der wahre Cardinal, der andere, an einem schönen Morgen beschloß, die arme Marie Michon verhaften und nach dem Schlosse Loges führen zu lassen. Glücklicher Weise ließ sich die Sache nicht so geheim ausführen, daß der Plan nicht ruchbar geworden wäre. Man hatte für den Fall vorhergesehen: wenn Marie Michon von irgend einer Gefahr bedroht wäre, sollte ihr die Königin ein in grünen Sammet gebundenes Gebetbuch zuschicken."

„So ist es, mein Herr, Ihr seid gut unterrichtet."

„Eines Morgens kam das Buch, überbracht von dem Prinzen von Marsillac. Es war keine Zeit zu verlieren. Glücklicher Weise wußten Marie Michon und eine Dienerin, die sie hatte, Namens Ketty, sich auf eine bewunderungswürdige Weise in Männerkleidern zu bewegen. Der Prinz verschaffte ihnen solche, Marie Michon eine Cavalierstracht und Ketty einen Lackeienanzug, und übergab ihnen zwei Pferde. Die Flüchtigen verließen rasch Tours und erreichten Spanien, zitternd bei dem geringsten Geräusche, Fußpfaden im Walde folgend, weil sie es nicht wagten, auf

der Landstraße zu reisen, und Gastfreundschaft ansprechend, wenn sie keine Herberge fanden."

„In der That, es ist durchaus so," rief Frau von Chevreuse in die Hände klatschend; „es wäre wirklich seltsam..." sie hielt inne.

„Wenn ich den zwei Flüchtlingen bis an das Ende ihrer Reise folgte?" sprach Athos. „Nein, Madame, ich werde Ihre Augenblicke nicht so sehr mißbrauchen, und wir begleiten sie nur bis in ein kleines Dorf im Limousin zwischen Tulle und Angoulême, in ein kleines Dorf, das man Roche-l'Abeille nennt."

Frau von Chevreuse stieß einen Schrei des Erstaunens aus und betrachtete Athos mit einem Ausdrucke von Verwunderung, der den ehemaligen Musketier lächeln machte.

„Geduld, Madame," fuhr Athos fort; „denn was ich Euch noch zu sagen habe, ist viel seltsamer, als das bereits Gesagte."

„Mein Herr," sprach Frau von Chevreuse, „ich halte Euch für einen Zauberer und bin auf Alles gefaßt. Aber gleichviel, fahrt nur fort."

„Diesmal war die Tagreise lang und ermüdend gewesen. Es herrschte bereits eine lästige Kälte, es war am 11. Oktober. Dieses Dorf bot weder ein Schloß noch eine Herberge. Die Bauernhöfe sahen armselig und schmutzig aus. Marie Michon war eine sehr aristokratische Person und, wie die Königin, ihre Schwester, an gute Gerüche und feine Wäsche gewöhnt. Sie beschloß also, sich Gastfreundschaft im Pfarrhause zu erbitten."

Athos machte eine Pause.

„Oh, fahrt fort," sprach die Herzogin, „ich sagte Euch bereits, ich wäre auf Alles gefaßt."

„Die zwei Reisenden klopften an die Thüre. Es war spät, der Priester hatte sich bereits zu Bette gelegt, er rief ihnen zu, sie mögen eintreten. Sie traten ein, denn die Thüre war nicht geschlossen; das

Vertrauen in den Dörfern ist groß. Es brannte eine Lampe in dem Zimmer, in welchem sich der Priester befand; Marie Michon spielte den reizendsten Cavalier der Welt, stieß die Thüre auf, steckte den Kopf hinein und verlangte Gastfreundschaft."

„„Sehr gerne, mein junger Cavalier,"" sprach der Priester, „„wenn Ihr Euch mit den Ueberresten von meinem Abendbrod und der Hälfte meines Zimmers begnügen wollt.""

„Die zwei Reisenden beriethen sich einen Augenblick. Der Priester hörte, wie sie in ein Gelächter ausbrachen; dann erwiederte der Herr, oder vielmehr die Herrin:

„„Ich danke, Herr Pfarrer, und nehme es an.""

„„Dann speist und macht so wenig als möglich Geräusch,"" versetzte der Priester, „„denn ich bin auch den ganzen Tag umhergelaufen und es wäre mir nicht unangenehm, diese Nacht schlafen zu können.""

Frau von Chevreuse ging offenbar von Verwunderung zu Erstaunen und von Erstaunen zu Verwunderung über. Ihr Antlitz nahm, während sie Athos anschaute, einen Ausdruck an, der sich nicht wohl beschreiben läßt. Man sah, daß sie gerne gesprochen hätte, und dennoch schwieg sie aus Furcht, eines von seinen Worten zu verlieren.

„Hernach?" fragte sie.

„Hernach," sagte Athos, „ah! das ist gerade das Schwierige."

„Sprecht, sprecht, sprecht! man kann mir Alles sagen. Ueberdies geht es nicht mich an; es ist die Geschichte von Mademoiselle Marie Michon."

„Ah, das ist richtig," versetzte Athos... „Nun also, Marie Michon verzehrte die Ueberreste des Abendbrodes mit ihrer Dienerin und kehrte, nachdem sie gegessen hatte, der ihr gegebenen Erlaubniß zu Folge in das Zimmer zurück, wo ihr Wirth ruhte, während des sich Ketty in einem Lehnstuhle in dem ersten Zimmer,

das heißt in demjenigen, wo man gespeist hatte, bequem machte."

„In der That, mein Herr," sprach Frau von Chevreuse, „wenn Ihr nicht der Teufel in Person seid, so weiß ich nicht, wie Ihr alle diese einzelnen Umstände zu kennen vermöget."

„Es war eine reizende Frau, diese Marie Michon," fuhr Athos fort, „eines von den tollen Geschöpfen, denen unabläßig die seltsamsten Gedanken in den Kopf kommen, eines von den Wesen, welche geboren sind, uns Allen die Verdammniß zu bringen. Während sie nun bedachte, daß ihr Wirth ein Priester war, kam es der Coquette in den Kopf, es möchte mitten unter so vielen lustigen Erinnerungen, die sie hatte, eine sehr lustige Erinnerung für ihr Alter sein, einen Abbé in die Verdammniß gebracht zu haben."

„Graf!" rief die Herzogin, „auf mein Ehrenwort, Ihr erschreckt mich!"

„Ach," versetzte Athos, „der arme Abbé war kein heiliger Ambrosius, und ich wiederhole, Marie Michon war ein anbetungswürdiges Geschöpf."

„Mein Herr," sprach die Herzogin und ergriff Athos bei den Händen, „sagt mir sogleich, woher Ihr alle diese Umstände wißt, oder ich lasse einen Mönch aus dem Augustinerkloster kommen und Euch beschwören."

Athos brach in ein Gelächter aus.

„Nichts leichter, Madame. Ein Cavalier, der mit einer wichtigen Sendung beauftragt war, kam eine Stunde vor Marie Michon in das Pfarrhaus und erbat sich Gastfreundschaft, und zwar in dem Augenblicke, wo der Pfarrer, zu einem Sterbenden gerufen, nicht nur sein Haus, sondern das Dorf für die ganze Nacht verließ. Voll Vertrauen zu seinem Gaste, der übrigens ein Edelmann war, hatte der Geistliche diesem sein Haus, sein Abendbrod und sein Zimmer überlassen. Es war also der Gast des guten Abbé und nicht der

Abbé selbst, von dem Marie Michon Gastfreundschaft forderte."

„Und dieser Cavalier, dieser Gast, dieser Edelmann, der vor ihr ankam?"

„War ich, der Graf de la Fère," sprach Athos aufstehend und sich ehrfurchtsvoll vor der Herzogin von Chevreuse verbeugend.

Die Herzogin blieb einen Augenblick ganz verblüfft; dann fing sie plötzlich an, laut zu lachen.

„Ah! meiner Treue," sagte sie, „das ist drollig. Und diese tolle Marie Michon fand es besser, als sie erwartet hatte. Setzt Euch, lieber Graf, und fahrt in Eurer Erzählung fort."

„Nun bleibt mir nur noch übrig, mich anzuklagen, Madame. Ich sagte Euch vorhin, daß ich selbst in einer dringenden Sendung reiste. Schon bei Tagesanbruch ging ich geräuschlos aus dem Zimmer und ließ meinen reizenden Lagergefährten schlafen.

„In dem ersten Zimmer schlief ebenfalls, den Kopf auf einen Lehnstuhl zurückgelegt, die Kammerfrau, in Allem ihrer Gebieterin würdig. Ihr hübsches Gesicht fiel mir auf, ich näherte mich ihr und erkannte die kleine Ketty, welche unser Freund Aramis bei ihr untergebracht hatte. So erfuhr ich, die schöne Reisende wäre..."

„Marie Michon," fiel Frau von Chevreuse lebhaft ein.

„Marie Michon," versetzte Athos. „Ich verließ nun das Haus, ging in den Stall, fand mein Pferd gesattelt und meinen Bedienten bereit; wir reisten ab."

„Und Ihr seid nie mehr durch dieses Dorf gekommen?" fragte Frau von Cheuvreuse.

„Ein Jahr nachher, Madame."

„Nun?"

„Nun, ich wollte den guten Pfarrer wieder besuchen. Er war sehr bekümmert wegen eines Ereignisses, das er nicht begreifen konnte. Er hatte acht

Tage vorher in einer kleinen Wiege einen reizenden Knaben von drei Monaten mit einer Börse voll Geld und einem Billet erhalten, in welchem nur die einfachen Worte standen: 11. Oktober 1633."

„Das war das Ende des seltsamen Abenteuers," versetzte Frau von Chevreuse.

„Ja, aber er begriff nichts davon, als daß er diese Nacht bei einem Sterbenden zugebracht hatte; denn Marie Michon verließ selbst das Pfarrhaus vor seiner Rückkehr."

„Ihr wißt, mein Herr, daß Marie Michon, als sie im Jahr 1643 wieder nach Frankreich kam, sogleich Kunde über dieses Kind einziehen ließ. Als Flüchtling konnte sie es nicht behalten; aber nach Paris zurückgekehrt, wollte sie es bei sich erziehen lassen."

„Und was sagte ihr der Abbé?" fragte Athos.

„Ein vornehmer Herr, den er nicht kenne, habe das Kind, sich für seine Zukunft verbürgend, übernehmen wollen und mit sich fortgeführt."

„Es war die Wahrheit."

„Ah, dann begreife ich. Dieser Herr waret Ihr, es war sein Vater."

„Stille, sprecht nicht so laut, Madame. Er ist da!"

„Er ist da!" rief Frau von Chevreuse rasch aufstehend, „er ist da, mein Sohn, der Sohn von Marie Michon ist da! Aber ich will ihn sogleich sehen."

„Gebt wohl Acht, Madame, er kennt weder seinen Vater noch seine Mutter."

„Ihr habt das Geheimniß bewahrt und bringt ihn mir hieher, weil Ihr denkt, Ihr machet mich sehr glücklich. Oh! ich danke, ich danke, mein Herr," rief Frau von Chevreuse, faßte seine Hand und suchte sie an ihre Lippen zu führen, „ich danke, Ihr seid ein edles Herz."

„Ich bringe ihn Euch," sagte Athos, seine Hand zurückziehend, „damit Ihr ebenfalls etwas für ihn thun möget. Bis jetzt sorgte ich allein für seine Erziehung

und ich habe, glaube ich, einen vollendeten Edelmann aus ihm gemacht; aber der Augenblick ist gekommen, in welchem ich mich abermals genöthigt sehe, das umherirrende, gefährliche Leben eines Parteigängers zu ergreifen. Schon morgen werfe ich mich in eine gefährliche Angelegenheit; dann hat er Niemand mehr als Euch, um in der Welt vorwärts gebracht zu werden, in welcher er eine Stelle einzunehmen berufen ist."

„Oh! seid ruhig," rief die Herzogin; „leider habe ich nicht mehr viel Ansehen, aber was mir davon übrig geblieben ist, gehört ihm. Was sein Vermögen und seinen Titel betrifft, ..."

„Darüber beunruhigt Euch nicht, Madame. Ich habe ihn zum Nacherben von Bragelonne eingesetzt, wodurch er den Titel Vicomte und 10,000 Livres Renten bekommt."

„Bei meiner Seele, mein Herr," sprach die Herzogin, „Ihr seid ein wahrhafter Edelmann. Aber es drängt mich, unsern jungen Vicomte zu sehen; wo ist er denn?"

„Dort in dem Salon; ich will ihn holen, wenn Ihr wollt."

Athos machte eine Bewegung nach der Thüre. Frau von Chevreuse hielt ihn zurück.

„Ist er hübsch?" fragte sie.

Athos lächelte und erwiederte:

„Er gleicht seiner Mutter."

Hienach machte er dem jungen Menschen ein Zeichen und dieser erschien auf der Schwelle.

Frau von Chevreuse konnte sich eines Freudenschreis nicht enthalten, als sie einen so reizenden Cavalier erblickte, der ihre stolzesten Hoffnungen übertraf.

„Vicomte, nähert Euch," sagte Athos; „Frau von Chevreuse erlaubt Euch, ihr die Hand zu küssen."

Der Jüngling näherte sich mit seinem reizenden Lächeln und mit entblößtem Kopfe, setzte ein Knie auf die Erde und küßte die Hand von Frau von Chevreuse

„Nun, Herr Graf," sprach er, sich gegen Athos umwendend, „habt Ihr mir nicht, um meine Schüchternheit zu schonen, gesagt, Madame wäre die Herzogin von Chevreuse, und ist es nicht vielmehr die Königin?"

„Nein, Vicomte," erwiederte Frau von Chevreuse, nahm ihn ebenfalls bei der Hand, hieß ihn zu sich sitzen und schaute ihn mit Augen an, welche vor Vergnügen glänzten. „Nein, leider bin ich nicht die Königin, denn wenn ich es wäre, so würde ich sogleich Alles für Euch thun, was Ihr verdient. Aber sagt mir, so wie ich bin," fügte sie bei, indem sie sich kaum enthalten konnte, ihre Lippen auf seine so reine Stirne zu drücken, „sagt mir, welche Laufbahn wünscht Ihr einzuschlagen?"

Athos schaute, dabei stehend, Beide mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Glückes an.

„Madame," sagte der Jüngling mit seiner zugleich weichen und sonoren Stimme, „es scheint mir, es gibt für einen Edelmann nur eine Laufbahn, die der Waffen. Der Herr Graf hat mich, wie ich glaube, in der Absicht erzogen, einen Soldaten aus mir zu machen, und er gab mir die Hoffnung, in Paris mich irgend Einem vorzustellen, der mich vielleicht dem Herrn Prinzen empfehlen könnte."

„Ja, ich begreife, es steht einem jungen Soldaten, wie Ihr seid, gut an, unter einem jungen General zu dienen, wie er ist. Doch Geduld ... persönlich bin ich durchaus nicht mit ihm befreundet, wegen der Streitigkeiten von Frau von Montbazon, meiner Schwiegermutter, mit Frau von Longueville. Aber durch den Prinzen von Marsillac ... Ei, wahrhaftig, Graf, das ist es. Der Herr Prinz von Marsillac ist ein alter Freund von mir, er wird unsern jungen Freund an Frau von Longueville empfehlen, die ihm einen Brief an ihren Bruder, den Herrn Prinzen, gibt, welcher sie

zu zärtlich liebt, um nicht sogleich für sie Alles zu thun, was sie von ihm verlangen wird."

„Nun wohl, das geht vortrefflich," sprach der Graf; „nur nehme ich mir die Freiheit, Euch den größten Eifer anzuempfehlen. Ich habe Gründe, zu wünschen, daß der Vicomte morgen Abend nicht mehr in Paris sei."

„Soll man wissen, daß Ihr Euch für ihn interessirt, Herr Graf?"

„Es wäre vielleicht besser für seine Zukunft, wenn man gar nicht wüßte, daß er mich je gekannt hat."

„Oh! Herr," rief der Jüngling.

„Ihr wißt, Bragelonne," sprach der Graf, „daß ich nie etwas ohne Grund thue."

„Ja," antwortete der Jüngling, „ich weiß, daß die höchste Weisheit in Euch herrscht, und werde Euch gehorchen, wie ich dies gewohnt bin."

„Nun wohl, Graf, überlaßt ihn mir," sagte die Herzogin; „ich will Befehl geben, daß man den Prinzen von Marsillac aufsucht, der glücklicher Weise in diesem Augenblick in Paris ist, und ich gehe nicht eher von ihm, als bis die Angelegenheit zu Ende gebracht ist."

„Schön so, Frau Herzogin, tausend Dank. Ich habe selbst heute mehrere Gänge zu machen, und bei meiner Rückkehr, das heißt, gegen sechs Uhr Abends, erwarte ich ihn im Hotel.

„Was macht Ihr diesen Abend?"

„Wir gehen zu dem Abbé Scarron, an welchen ich einen Brief habe, und bei welchem ich einen von meinen Freunden finden soll."

„Das ist gut," sagte die Herzogin von Chevreuse, „ich werde selbst einen Augenblick dahin kommen; verlaßt also seinen Salon nicht eher, als bis Ihr mich gesehen habt."

Athos verbeugte sich vor Frau von Chevreuse und schickte sich an, wegzugehen.

„Wie, Herr Graf," sagte die Herzogin lachend,

„verläßt man seine alten Freunde auf eine so ceremoniöse Weise?"

„Ah," murmelte Athos, ihr die Hand küssend, „wenn ich früher gewußt hätte, Marie Michon wäre ein so reizendes Geschöpf..."

Und er entfernte sich seufzend.

II.

Der Abbé Scarron.

Es gab in der Rue des Tournelles eine Wohnung, welche alle Sänftenträger und alle Lackeien von Paris kannten, und dennoch war diese Wohnung weder die eines vornehmen Herrn, noch die eines Finanzmannes. Man speiste daselbst nicht, man spielte nicht, und man tanzte wohl auch nicht.

Dennoch war es der Sammelplatz der schönen Welt, und ganz Paris begab sich dahin.

Diese Wohnung war die des kleinen Scarron.

Man lachte so viel bei diesem witzigen Scarron, man gab so viele Neuigkeiten zum Besten, diese Neuigkeiten waren so schnell commentirt, zerrissen und in Mährchen oder Epigramme verwandelt, daß Jedermann eine Stunde bei dem kleinen Scarron zubringen, was er sagte, hören, und was er gesagt hatte, anderswohin verbreiten wollte. Viele brannten vor Begierde, ihren Witz dort anzubringen; war er gut, so konnten sie sich auf eine freundliche Aufnahme gefaßt machen.

Der kleine Abbé Scarron, welcher übrigens nicht Abbé war, weil er eine geistliche Pfründe besaß, und

ebensowenig, weil er zu einem geistlichen Orden gehörte, war einst einer der zierlichsten Präbendare der Stadt Mans gewesen, wo er wohnte. An einem Carnevalstage aber wollte er über die Maßen diese gute Stadt genießen, deren Seele er war. Er ließ sich daher von seinem Bedienten mit Honig überstreichen, öffnete sodann ein Federbett, in welchem er sich umwälzte, und wurde so der groteskeste Vogel, den man sehen konnte. Er fing damit an, daß er Besuche bei seinen Freunden und Freundinnen in diesem seltsamen Costume abstattete. Anfangs folgte man ihm mit Verwunderung, dann mit Gezische, dann beleidigten ihn die Arbeiter auf den Straßen, dann warfen die Kinder Steine nach ihm, und endlich war er genöthigt, die Flucht zu ergreifen, um den Wurfgeschossen zu entgehen. Von dem Augenblicke an, wo er floh, wurde er von allen Seiten verfolgt, gedrängt, beworfen. Scarron fand kein anderes Mittel, seinem Geleite zu entkommen, als sich in den Fluß zu werfen. Er schwamm wie ein Fisch, aber das Wasser war eisig. Scarron troff von Schweiß. Die Kälte ergriff ihn, und als er das andere Ufer erreichte, war er gliederlahm.

Man versuchte es durch alle mögliche bekannte Mittel, ihm den Gebrauch seiner Glieder wieder zu geben; er hatte durch die Behandlung so viel auszustehen, daß er alle Aerzte fortschickte, mit der Erklärung, er wolle lieber krank sein und krank bleiben. Dann kam er nach Paris, wo sein Ruf als Mann von Geist bereits gegründet war. Hier ließ er sich einen Stuhl von seiner eigenen Erfindung verfertigen, und als er eines Tages in diesem Stuhle der Königin Anna von Oesterreich einen Besuch machte, fragte ihn diese, entzückt über seinen Witz, ob er nicht irgend einen Titel wünsche?

„Ja, Euere Majestät, es gibt einen, nach welchem ich von ganzer Seele trachte,“ antwortete Scarron.

„Und welcher ist dieß?" fragte Anna von Oesterreich.

„Der Eures Kranken," erwiederte der Abbé.

Und Scarron wurde zum Kranken der Königin mit einer Pension von 1500 Livres ernannt.

Von diesem Augenblicke an führte Scarron, dem seine Zukunft keine Sorgen mehr machte, ein lustiges Leben und verspeiste Kapital und Zins.

Eines Tags jedoch gab ihm ein Emissär des Cardinals zu verstehen, er hätte Unrecht, den Herrn Coadjutor zu empfangen.

„Und warum dieß?" fragte Scarron, „ist es nicht ein Mann von Geburt?"

„Allerdings."

„Liebenswürdig?"

„Unbestreitbar."

„Witzig?"

„Er hat leider nur zu viel Witz."

„Nun wohl," versetzte Scarron, „warum soll ich einen solchen Mann nicht ferner sehen?"

„Weil er schlecht denkt."

„Wirklich? und von wem?"

„Vom Cardinal."

„Wie!" rief Scarron; ich sehe fortwährend Herrn Giles Despréaux, und Ihr wollt, ich solle aufhören, den Herrn Coadjutor zu sehen, weil er schlecht von einem Andern denkt? Unmöglich!"

Hiemit endigte das Gespräch, und Scarron sah aus Widerspruchsgeist Herr von Conti nur noch öfter.

An dem Morgen aber, zu welchem wir gelangt sind, war der Verfalltag seiner vierteljährigen Pension. Scarron schickte seiner Gewohnheit gemäß durch seinen Bedienten den Empfangsschein ab, um das betreffende Geld bei der Pensionskasse einziehen zu lassen; aber man antwortete ihm:

„Der Staat hätte kein Geld für den Herrn Abbé Scarron."

Als der Lackei diese Antwort Scarron brachte,

war gerade der Herzog von Longueville bei ihm, der ihm eine Pension doppelt so groß anbot, als die von Mazarin entzogene gewesen war; aber der schlaue Gliederlahme hütete sich wohl, sie anzunehmen. Er machte seine Sache so gut, daß um vier Uhr Nachmittags die ganze Stadt die Weigerung des Cardinals kannte. Es war gerade Donnerstag, Empfangstag bei dem Abbé. Man kam in Masse zu ihm und schmähte wüthend in der ganzen Stadt.

Athos traf in der Rue Saint-Honoré zwei Edelleute, die er nicht kannte, zu Pferde, wie er, gefolgt von einem Lackei, wie er, und denselben Weg machend, wie er. Der eine von ihnen nahm den Hut in die Hand und sagte zu ihm:

„Solltet Ihr wohl glauben, mein Herr, daß der Knauser Mazarin dem armen Scarron die Pension entzogen hat?“

„Das ist abscheulich,“ sprach Athos, die zwei Cavaliere ebenfalls begrüßend.

„Man sieht, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid, Herr,“ erwiederte derjenige, welcher bereits das Wort an Athos gerichtet hatte; „dieser Mazarin ist eine wahre Geißel.“

„Ach! mein Herr,“ sprach Athos, „wem sagt Ihr dieß?“

Und sie trennten sich unter vielen Höflichkeitsbezeugungen.

„Es kommt gerade recht, daß wir diesen Abend dahin gehen sollen,“ sprach Athos zu dem Vicomte; „wir machen dem armen Mann unser Kompliment.“

„Aber wer ist denn dieser Herr Scarron, der ganz Paris in Aufruhr bringt?“ fragte Raoul. „Irgend ein in Ungnade gefallener Minister?“

„Nein, o mein Gott, nein, Vicomte, es ist ganz einfach ein kleiner Edelmann von großem Geist, welcher bei dem Cardinal in Ungnade gefallen sein wird,

weil er wahrscheinlich irgend eine gereimte Strophe gegen ihn geschrieben hat."

„Schreiben denn Edelleute Verse?" fragte Raoul naiv; „ich glaubte, es wäre wider ihre Standesgesetze."

„Ja, mein lieber Vicomte," versetzte Athos lachend, „wenn man sie schlecht macht; aber wenn man sie gut macht, so adelt es noch mehr. Schaut nur Herrn von Rotrou an. Doch," fuhr Athos in dem Tone fort, mit welchem man einen heilsamen Rath gibt, „ich glaube, es ist besser, keine zu machen."

„Dieser Herr Scarron ist also Dichter?" sagte Raoul.

„Ja, Ihr wißt es nun, Vicomte. Gebt wohl Achtung in diesem Hause. Sprecht nicht durch Geberden, sondern hört vielmehr."

„Ja, Herr," antwortete Raoul.

„Ihr werdet mich viel mit einem mir befreundeten Edelmann plaudern sehen: das ist der Abbé d'Herblay, von dem ich oft mit Euch sprach."

„Ich erinnere mich."

„Nähert Euch zuweilen, als ob Ihr mit uns sprechen wolltet, sprecht aber nicht, hört auch nicht. Dieses Spiel soll dazu dienen, daß nicht Ungelegene uns stören."

„Sehr gut, ich werde Euch Punkt für Punkt gehorchen."

Athos machte noch zwei Besuche in Paris. Um sieben Uhr wandten sie sich gegen die Rue des Tournelles. Die Straße war beinahe versperrt durch Sänftenträger, Pferde und Bedienten. Athos bahnte sich einen Weg und trat, gefolgt von dem jungen Menschen, ein. Die erste Person, welche er beim Eintritte erblickte, war Aramis, der sich neben einem weiten, mit einem Tapetenhimmel bedeckten, Rollstuhle aufhielt, unter welchem sich, in eine Brocatdecke gehüllt, ein ziemlich junges, ziemlich lachendes Gesicht bewegte, das jedoch zuweilen erbleichte, ohne daß seine Augen

ein lebhaftes, witziges oder anmuthiges Gefühl auszudrücken aufhörten. Das war der Abbé Scarron, beständig lachend, spottend, komplimentirend, leidend und sich mit einem kleinen Stäbchen kratzend.

Um dieses Rollzelt drängte sich eine Menge von Herren und Damen. Das Zimmer war sehr reinlich und anständig ausgestattet. Große seidene, mit Blumen gestickte, Vorhänge, welche einst lebhafte Farben gehabt hatten, nun aber etwas verschossen waren, fielen an beiden Fenstern herab; die Tapezirung war bescheiden, zeugte aber von gutem Geschmack. Zwei sehr artige, zu guten Manieren abgerichtete, Bediente versahen den Dienst im Salon.

Sobald Aramis Athos erblickte, ging er auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn Herrn Scarron vor, welcher dem neuen Gast eben so viel Freude als Achtung bezeugte und ihm ein sehr geistreiches Kompliment über den Vicomte machte. Raoul blieb verblüfft, denn er hatte sich nicht auf die Majestät des schönen Geistes vorbereitet; er verbeugte sich jedoch mit viel Anmuth. Athos empfing sodann die Komplimente von mehrern adeligen Herren, welchen ihn Aramis vorstellte. Bald aber verwischte sich das kleine Geräusche bei seinem Eintritte wieder und das Gespräch wurde allgemein.

Nach vier oder fünf Minuten, welche Raoul dazu anwandte, Ruhe zu gewinnen und topographische Kenntnisse von der Versammlung zu erlangen, öffnete sich die Thüre wieder nnd ein Lackei kündigte Fräulein Paulet an.

Athos berührte mit der Hand die Schulter des Vicomte.

„Schau' diese Frau an, Raoul,“ sagte er; „es ist eine historische Person. Zu ihr begab sich König Heinrich IV., als er ermordet wurde.“

Raoul bebte. Seit einigen Tagen hob sich vor ihm jeden Augenblick irgend ein Vorhang, der ihm

einen heroischen Anblick enthüllte. Die noch junge und hübsche Frau, welche eben eintrat, hatte Heinrich IV. gekannt und mit ihm gesprochen!

Jedermann drängte sich um die Ankommende, denn sie war immer noch sehr in der Mode; es war eine große Person von feiner, wellenförmiger Taille, mit einem Walde goldener Haare, wie sie Raphael liebte und Titian allen seinen Magdalenen gab. Diese gelbliche Farbe oder vielleicht auch die Königswürde, die sie den andern Frauen gegenüber erlangt hatte, brachte ihr den Beinamen: die Löwin.

Unsere schönen Damen von heute, welche nach diesem fashionablen Titel trachten, wissen nun, daß er ihnen nicht von England zukommt, sondern von dem schönen und geistreichen Fräulein Paulet.

Mademoiselle Paulet ging mitten unter dem Gemurmel, das sich von allen Seiten bei ihrer Ankunft erhob, gerade auf Scarron zu.

„Nun, mein lieber Abbé," sprach sie mit ihrem ruhigen Tone, „Ihr seid also arm? Wir haben es heute Nachmittag bei Frau von Rambouillet erfahren; Herr von Grasse erzählte es uns."

„Ja, aber der Staat ist jetzt reich," erwiederte Scarron; „man muß sich dem Vaterlande zu opfern wissen."

„Der Herr Cardinal wird sich um 1500 Livres mehr Pommaden und Parfums jährlich kaufen," sprach ein Frondeur, in welchem Athos den Edelmann erkannte, den er in der Rue Saint-Honoré getroffen hatte.

„Aber die Muse, was wird die Muse sagen?" versetzte Aramis mit seiner Honigstimme; „die Muse, welche der goldenen Mittelstraße bedarf? Denn im Ganzen:

Si Virgilio puer aut tolerabile desit,
Hospitium caderent omnes a crinibus hydri."

„Gut," sprach Scarron und reichte Fräulein Paulet

die Hand. „Aber wenn ich meine Schlange nicht mehr habe, so bleibt mir wenigstens meine Löwin."

Alle Worte von Scarron, alle seine Witze erschienen diesen Abend vortrefflich; das ist das Vorrecht der Verfolgung. Herr Menage machte Sprünge vor Begeisterung.

Fräulein Paulet nahm ihren gewöhnlichen Platz wieder ein; ehe sie sich aber setzte, ließ sie von ihrer Höhe herab einen Blick über die ganze Versammlung spazieren und ihre Augen hefteten sich auf Raoul.

Athos lächelte und sagte zu Raoul:

„Ihr seid von Fräulein Paulet bemerkt worden, Vicomte, geht hin und begrüßt sie. Gebt Euch als das, was Ihr seid, als ein offenherziger Provinzmensch; aber hütet Euch wohl, von Heinrich IV. mit ihr zu zu sprechen."

Der Vicomte näherte sich erröthend der Löwin und vermischte sich bald mit den Herren, welche ihren Stuhl umgaben.

Dies bildete bereits zwei sehr ausgezeichnete Gruppen, diejenige, welche Herrn Menage umgab, und die, welche sich um Fräulein Paulet aufgestellt hatte. Scarron lief von der einen zu der andern, indem er seinen Rollstuhl mitten durch die Gesellschaft mit so viel Geschicklichkeit manoeuvrirte, wie dies ein erfahrener Lootse mit einer Barke durch ein mit Klippen durchstreutes Meer machen würde.

„Wann sprechen wir mit einander?" sagte Athos zu Aramis.

„Sogleich," antwortete dieser; „es sind noch nicht Leute genug vorhanden und man würde uns bemerken."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Lackei kündigte den Herrn Coadjutor an.

Bei diesem Namen wandte sich Jedermann um, denn es war ein Name, welcher sehr berühmt zu werden anfing.

Athos machte es wie die Andern. Er kannte den Abbé von Conti nur dem Namen nach.

Er sah einen kleinen, schwarzen, schlecht gewachsenen Mann eintreten, dessen Hände zu Allem ungeschickt waren, außer um damit den Degen zu ziehen oder Pistolen zu schießen. Der Ankömmling ging Anfangs gerade auf einen Tisch zu, welchen er beinahe umgeworfen hätte; bei all' dieser Ungeschicklichkeit aber besaß er etwas Erhabenes, Stolzes in seinem Gesichte.

Scarron wandte sich nach ihm um und kam ihm in seinem Stuhle entgegen. Fräulein Paulet begrüßte ihn von ihrem Platze aus mit der Hand.

„Nun,“ sprach der Coadjutor, welcher Scarron erst erblickte, als er ganz vor ihm stand, „Ihr seid also in Ungnade, Abbé?“

Dies war eine Phrase, welche man an diesem Abend wohl hundertmal ausgesprochen hatte, und Scarron war bereits an seinem hundertsten Bonmot über denselben Gegenstand. Beinahe wäre ihm auch nichts mehr eingefallen, aber eine verzweifelte Anstrengung rettete ihn.

„Der Herr Cardinal hat die Güte gehabt, an mich zu denken,“ sagte er.

„Vortrefflich!“ rief Menage.

„Aber wie wollt Ihr uns noch fernerhin empfangen?“ fuhr der Coadjutor fort. „Wenn Eure Renten sinken, so werde ich genöthigt sein, Euch zum Canonicus von Notre-Dame zu ernennen.“

„Oh! nein,“ versetzte Scarron, „ich würde Euch zu sehr compromittiren.“

„Dann habt Ihr Quellen, die wir nicht kennen.“

„Ich entlehne von der Königin.“

„Aber Ihre Majestät hat selbst nichts,“ sprach Aramis. „Lebt sie nicht unter der Verwaltung der Gemeinheit?“

Der Coadjutor wandte sich um und lächelte Ara-

mis zu, indem er ihm zugleich mit der Fingerspitze ein Freundschaftszeichen machte.

„Verzeiht, mein lieber Abbé," sagte er zu ihm, „Ihr seid im Rückstand und ich muß Euch ein Geschenk machen."

„Womit?" fragte Aramis.

„Mit einer Hutschnur."

Jedermann wandte sich nach dem Coadjutor um, der aus seiner Tasche eine seidene Schnur von sonderbarer Form zog.

„Das ist eine Schleuder," *) sagte Scarron.

„Ganz richtig," erwiederte der Coadjutor, „man macht gegenwärtig Alles à la fronde. Fräulein Paulet, ich habe für Euch einen Fächer à la fronde. Ich gebe Euch meinen Handschuhhändler, d'Herblay, er macht Handschuhe à la fronde; und Euch, Scarron, meinen Bäcker mit einem unbeschränkten Credit, er macht vortreffliche Brode à la fronde."

Aramis nahm das Band und knüpfte es um seinen Hut.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Lackei rief mit lauter Stimme:

„Die Frau Herzogin von Chevreuse."

Bei dem Namen von Frau von Chevreuse erhoben sich alle Anwesende. Scarron wandte rasch seinen Stuhl der Thüre zu. Athos machte Aramis ein Zeichen, und dieser stellte sich in eine Fenstervertiefung.

Mitten unter diesen achtungsvollen Begrüßungen, welche man der Herzogin zollte, suchte sie irgend Jemand oder irgend Etwas. Endlich bemerkte sie Raoul und ihre Augen funkelten; sie erblickte Athos und wurde träumerisch; sie sah Aramis in seiner Fenstervertiefung und machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung des Erstaunens hinter ihrem Fächer.

„Ei, sagt doch," sprach sie, als wollte sie die Ge-

---

*) Une fronde.

danken vertreiben, die sich ihrer unwillkürlich bemeisterten, „wie geht es dem armen Voiture? wißt Ihr es vielleicht, Scarron?“

„Wie, Herr Voiture ist krank?“ fragte der Herr, der mit Athos in der Rue Saint-Honoré gesprochen hatte; „wie ist das gekommen?“

„Er spielte, ohne so vorsichtig zu sein, von seinem Bedienten Hemden zum Wechseln mitnehmen zu lassen,“ erwiederte der Coadjutor; „so hat er sich verkältet und liegt auf den Tod krank.“

„Wo dies?“

„Ei, mein Gott, bei mir. Denkt Euch, der arme Voiture hatte ein feierliches Gelübde gethan, nicht mehr zu spielen. Nach drei Tagen kann er es nicht mehr aushalten und begibt sich nach dem erzbischöflichen Palast, um sich von seinem Gelübde entbinden zu lassen. Zum Unglück war ich in diesem Augenblick in sehr wichtigen Angelegenheiten mit dem guten Rath Broussel im Innersten meiner Wohnung beschäftigt, als Voiture den Marquis von Luynes, an einem Tische einen Spieler erwartend, erblickte. Der Marquis ruft ihn und ladet ihn ein, sich an den Tisch zu setzen; Voiture antwortet, er könne nicht eher spielen, als bis ich ihn seines Gelübdes entbunden habe. Luynes macht sich in meinem Namen hiezu anheischig und nimmt die Sünde vorläufig auf sich; Voiture setzt sich an den Tisch und verliert vierhundert Thaler, erkältet sich bei seinem Abgang und legt sich nieder, um nie mehr aufzustehen.“

„Steht es so schlimm mit dem lieben Voiture?“ fragte Aramis, halb hinter seinem Fenstervorhang verborgen.

„Ach!“ antwortete Herr Menage, „es steht sehr schlimm, der große Mann wird uns wahrscheinlich verlassen, deseret orbem.“

„Gut!“ sprach Fräulein Paulet mit einer gewissen Bitterkeit; „er sterben? das hat keine Noth! er ist um-

geben von Sultaninnen, wie ein Türke. Frau von Saintot ist herbeigelaufen und gibt ihm Fleischbrühe, die Renaudot wärmt ihm seine Tücher und alle Welt, unsere Freundin, die Marquise von Rambouillet, nicht ausgenommen, schickt ihm Tisanen."

„Ihr liebt ihn nicht, meine liebe Parthenie," sagte Scarron lachend.

„O! welche Ungerechtigkeit, mein lieber Kranker, ich hasse ihn so wenig, daß ich mit Vergnügen Messen für die Ruhe seiner Seele lesen lassen würde."

„Nicht umsonst nennt man Euch die Löwin, meine Liebe," sagte Frau von Chevreuse, „Ihr beißt scharf."

„Ihr mißhandelt einen großen Dichter, wie es mir scheint," wagte Raoul zu bemerken.

„Ein großer Dichter, er? ... geht; man sieht wohl, Vicomte, daß Ihr aus der Provinz kommt, wie Ihr mir vorhin sagtet, und daß Ihr ihn nie gesehen habt. Er! ein großer Dichter? er mißt kaum fünf Fuß."

„Bravo! bravo!" rief ein langer, vertrockneter, schwarzer Mann mit einem stolzen Schnurrbart und einem ungeheuren Raufdegen. „Bravo, schöne Paulet; es ist endlich Zeit, diesen kleinen Voiture auf seinen Platz zu verweisen. Ich erkläre unumwunden, daß ich mich auf die Poesie zu verstehen glaube und daß ich die seinige immer abscheulich gefunden habe.

„Wer ist denn dieser Großsprecher?" fragte Raoul Athos.

„Herr von Scudery."

„Der Verfasser der Clélin und des Grand Cyrus."

„Werke, die er auf halbe Rechnung mit seiner Schwester gemacht hat, welche in diesem Augenblick mit der hübschen Person da unten neben Herrn Scarron plaudert."

Raoul wandte sich lebhaft um und sah wirklich zwei neue Erscheinungen, die er zuvor nicht bemerkt hatte; die eine war reizend, aber schwächlich und traurig,

von hübschen schwarzen Haaren umrahmt, mit blauen, sammetartigen Augen, den schönen Dreifaltigkeitsblumen ähnlich, unter denen ein goldener Kelch glänzt; die andere Frau schien diese gleichsam zu bevormunden, sah kalt, vertrocknet und gelb aus, ein wahres Duennen- oder Andächtlerin-Gesicht.

Raoul gelobte sich, den Salon nicht zu verlassen, ohne mit dem hübschen jungen Mädchen mit den Sammetaugen gesprochen zu haben, das ihn durch ein seltsames Gedankenspiel, obgleich es ihr nicht ähnlich war, an seine arme kleine Louise erinnerte, die er leidend im Schloße la Vallière zurückgelassen und mitten unter dieser Welt einen Augenblick vergessen hatte.

Während dieser Scene näherte sich Aramis dem Coadjutor, der ihm mit lachender Miene ein paar Worte in das Ohr sagte. Aramis konnte sich trotz seiner Selbstbeherrschung einer leichten Bewegung nicht enthalten.

„Lacht doch," sagte Herr von Retz, „man beobachtet uns." Und er verließ ihn, um mit Frau von Chevreuse zu plaudern, welche einen großen Kreis um sich versammelt hatte.

Aramis stellte sich, als lachte er, um die Aufmerksamkeit einiger neugieriger Zuhörer abzulenken, und da er bemerkte, daß Athos sich in die Vertiefung des Fensters zurückgezogen hatte, an welchem er einige Zeit geblieben war, so schleuderte er ein paar Worte rechts und links und ging dann wieder zu ihm, mit einem Wesen, als ob dies ohne irgend eine Absicht geschähe.

Sobald sie wieder beisammen waren, knüpften sie ein von vielen Geberden begleitetes Gespräch an.

Raoul näherte sich ihnen, wie ihm Athos aufgetragen hatte.

„Der Herr Abbé gibt mir ein Ringelgedicht von Voiture zum Besten," sagte Athos mit lauter Stimme, „und ich finde es ganz unvergleichlich."

Raoul blieb einige Augenblicke in ihrer Nähe und

vermischte sich dann mit der Gruppe von Frau von Chevreuse, zu der Fräulein Paulet von der einen Seite und Fräulein von Scudery von der andern getreten waren.

„Ich, meines Theils," sagte der Coadjutor, „ich würde mir die Freiheit nehmen, nicht ganz der Meinungen von Herrn von Scudery zu sein; ich finde im Gegentheil, daß Herr von Voiture ein Dichter ist, aber ein reiner Dichter. Die politischen Gedanken fehlen ihm ganz und gar."

„Also?" fragte Athos.

„Morgen," erwiederte Aramis hastig.

„Um wie viel Uhr?"

„Um sechs Uhr."

„Wo?"

„In Saint-Mandé."

„Wer hat es Euch gesagt?"

„Der Graf von Rochefort."

Es näherte sich Jemand.

„Und die philosophischen Ideen? sie fehlten diesem armen Voiture ebenfalls. Ich schließe mich der Ansicht des Herrn Coadjutor an: ein reiner Dichter.

„Ja, gewiß, in der Poesie war er vortrefflich," sprach Menage, „und doch wird ihm die Nachwelt, während sie ihn bewundert, Eines zum Vorwurf machen: daß er in das Versedichten zu große Freiheit brachte; er hat die Freiheit getödtet, ohne es zu wissen.

„Getödtet? das ist das richtige Wort," sagte Scudery.

„Doch welche Meisterwerke sind seine Briefe?" sprach Frau von Chevreuse.

„Oh! in dieser Beziehung," versetzte Fräulein von Scudery, „ist er eine wahre Erhabenheit."

„Allerdings," sprach Fräulein Paulet, „aber nur so lange er scherzt; denn im ernsten Briefe ist er in der That höchst kläglich, und wenn er die Dinge nicht auf

einer rauhe, grobe Weise sagen darf, so müßt Ihr zugestehen, daß er sie sehr schlecht sagt."

„Aber Ihr müßt auch wenigstens bekennen, daß er im Scherze unnachahmlich ist."

„Ja, gewiß," rief Scudery, seinen Schnurrbart drehend; „aber ich finde nur seine Komik gezwungen und seinen Scherz zu vertraulich. Man sehe seinen Brief des Karpfen am Spieße."

„Abgesehen davon," versetzte Menage, „daß seine besten Eingebungen ihm vom Hotel Rambouillet zukamen. Lest nur Zelide und Alcidolée."

„Was mich betrifft," sprach Aramis, indem er sich dem Kreise näherte und sich ehrfurchtsvoll vor Frau von Chevreuse verbeugte, welche seinen Gruß mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln erwiederte; „was mich betrifft, so klage ich ihn noch an, daß er sich zu frei gegen die Großen benommen hat. Er verfehlte sich oft gegen die Frau Prinzessin, gegen den Herrn Marschall d'Albret, gegen Herrn von Schomberg und sogar gegen die Königin."

„Wie, gegen die Königin?" fragte Scudery, das rechte Bein ausstreckend, als wollte er in einem Zweikampfe ausfallen. „Mord und Tod! das wußte ich nicht! Und wie hat er sich gegen die Königin verfehlt?"

„Kennt Ihr nicht sein Gedicht: Je pensais?"

„Nein," sagte Frau von Chevreuse.

„Nein," sagte Fräulein von Scudery.

„Nein," sagte Fräulein Paulet.

„In der That, ich glaube, die Königin hat es nur wenigen Personen mitgetheilt; aber ich habe es aus sichern Händen."

„Und Ihr wißt es auswendig?"

„Ich werde mich, glaube ich, erinnern."

„Laßt hören, laßt hören!" riefen alle Stimmen.

„Man vernehme, bei welcher Gelegenheit es gemacht wurde," sagte Aramis. „Herr von Voiture befand sich im Wagen der Königin, welche unter vier

Augen mit ihm im Walde von Fontainebleau spazieren-fuhr. Er stellte sich, als dächte er, damit ihn die Königin frage, woran er dächte, was auch nicht ausblieb.

„„„Woran denkt Ihr, Herr Voiture?"" sagte Ihre Majestät.

„Voiture lächelte, gab sich den Anschein, als überlegte er fünf Secunden, damit man glauben möchte, er improvisire und erwiederte:

Je pensais que la destinée,
Après tant d'injustes malheurs,
Vous a justement couronnée
De gloire, d'éclat et d'honneurs;
Mais que vous étiez plus heureuse
Lorsque vous étiez autrefois,
Je ne dirai pas amoureuse...
La reine le veut toutefois. *)

Scudery, Menage und Fräulein Paulet zuckten die Achseln.

„Geduld, Geduld," sprach Aramis, „es hat drei Strophen."

„Oh, sagt lieber drei Couplets," versetzte Fräulein von Scudery, „es ist höchstens ein Lied."

Je pensais que ce pauvre Amour,
Qui toujours vous prêta ses armes,
Est banni loin de votre cour,
Sans ses traits, son arc et ses charmes;

---

*) Ich dachte, schöne Königin,
Daß nach so vielen Schicksals-Dunkeln
Nun endlich Glanz und Ruhm und Ehr'
Um Eure würd'ge Krone funkeln.
Doch schöner waren Eure Tage,
Dem Herzen süßeren Gewinn
Bot Dir — ich will nicht Liebe sagen,
Doch selber will's die Königin.

Et de quoi je puis profiter
En passant près de vous, Marie,
Si vous pouvez si maltraiter
Ceux qui vous ont si bien servie.*)

„Oh, was den letzten Zug betrifft," sprach Frau von Chevreuse, „so weiß ich zwar nicht, ob er den Regeln der Poesie entspricht, aber ich bitte dafür um Gnade, weil es eine Wahrheit ist. Und Frau von Hautefort und Frau von Senecey werden sich mit mir, abgesehen von Herrn von Beaufort, nöthigen Falls verbinden."

„Geht, geht," sprach Scarron, „das kümmert mich nicht. Seit diesem Morgen bin ich nicht mehr ihr Kranker."

„Und das letzte Couplet?" sagte Fräulein von Scudery; „laßt das letzte Couplet hören."

„Sogleich," erwiederte Aramis; „es hat dieses den Vortheil, daß es sich der Eigennamen bedient, weßhalb man sich nicht täuschen kann."

Je pensais — nous autres poètes,
Nous pensons extravagammant, —
Ce que dans l'humeur où vous êtes
Vous feriez si dans ce moment

---

*) Ich dachte, ach, der arme Amor
Ist weit verbannt von Euch gezogen,
Einst wohl der treuste Waffenknecht
Irrt er jetzt ohne Pfeil und Bogen;
Und was als Waffe mir soll dienen,
Wenn ich Euch nahe, Königin,
Da Ihr der treusten Diener Herzen
So oft gequält mit stolzem Sinn.

Vous avisiez en cette place
Venir le duc de Buckingham,
Et lequel serait en disgrâce
Du duc ou du père Vincent.*)

Bei dieser letzten Strophe erscholl nur ein Schrei über die Unverschämtheit von Voiture.

„Ich habe das Unglück, diese Verse reizend zu finden," sprach das junge Mädchen mit den Sammetaugen.

Das war auch die Meinung von Raoul, der sich Scarron näherte und erröthend zu ihm sprach:

„Herr Scarron, erweist mir die Ehre und sagt mir gefälligst, wer die junge Dame ist, die allein ihre Meinung gegen diese ganze erhabene Versammlung ausspricht."

„Ah, ah, mein junger Vicomte," erwiederte Scarron, „ich glaube, Ihr habt Lust, ihr eine Vertheidigungs- und Angriffs-Allianz anzubieten."

Raoul erröthete abermals und sagte: „Ich gestehe, ich finde diese Verse sehr hübsch."

„Sie sind es auch," versetzte Scarron, „aber stille; unter Dichtern spricht man solche Dinge nicht aus."

„Aber ich bin kein Dichter," entgegnete Raoul, „und ich fragte Euch ..."

„Es ist wahr, wer die junge Dame wäre; nicht so? Es ist die schöne Indianerin."

---

*) Ich dachte, — wir Poeten folgen
Der wilden Phantasieen Spiel, —
Was in der Laune heitrem Treiben
Euch wohl zu wählen jetzt gefiel:
Wenn plötzlich Buckingham hier stünde,
Wer mehr verpönt an diesem Ort,
An dem zu weilen mir vergönnt,
Ob Pater Vincent 1), ob der Lord.

1) Der Beichtvater der Königin.

„Wollt mich entschuldigen, mein Herr," sagte Raoul erröthend, „aber ich weiß nicht mehr als zuvor. Ach, ich bin ein Provinzbewohner."

„Womit Ihr sagen wollt, Ihr verstehet nicht viel von dem Bombast, der hier von allen Lippen fließt. Desto besser, junger Mann, desto besser! Sucht es nicht zu verstehen, Ihr verliert dabei nur Eure Zeit, und wenn Ihr es einmal versteht, wird man hoffentlich nicht mehr so sprechen."

„Ihr verzeiht mir also, Herr," versetzte Raoul, „und habt die Güte, mir zu sagen, wer die Person ist, die Ihr die schöne Indianerin nennt."

„Ja, gewiß, es ist eines von den reizendsten Geschöpfen, die da leben: Fräulein Françoise d'Aubigné."

„Gehört sie zu der Familie des bekannten Agrippa, des Freundes von König Heinrich IV.?"

„Sie ist seine Enkelin und kommt von Martinique, weßhalb ich sie die schöne Indianerin nenne."

Raoul öffnete weit seine großen Augen und sie begegneten denen der jungen Dame, welche lächelte.

Man sprach immer noch von Voiture.

„Mein Herr," sagte Fräulein d'Aubigné, sich ebenfalls an Scarron wendend, als wollte sie in das Gespräch eintreten, das er mit dem jungen Vicomte führte, „bewundert Ihr nicht die Freunde des armen Voiture? Aber hört doch, wie sie ihm die Federn ausrupfen, während sie ihn loben! Der Eine nimmt ihm den gesunden Menschenverstand, der Andere die Poesie, der Dritte die Originalität, ein Anderer die Komik und wieder ein Anderer die Unabhängigkeit u. s. f. Ei, mein Gott, was werden sie dieser vollkommenen Erhabenheit, wie ihn Fräulein von Scudery nannte, noch lassen?"

Scarron lachte und Raoul ebenfalls. Erstaunt über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte, schlug

die schöne Indianerin die Augen nieder und nahm wieder ihre naive Miene an.

„Das ist eine geistreiche Person,“ sagte Raoul.

Immer noch in der Fenstervertiefung schweifte Athos, ein verächtliches Lächeln auf den Lippen, mit den Augen über diese Scene hin.

„Ruft doch den Herrn Grafen de la Fère,“ sagte Frau von Chevreuse zu dem Coadjutor, „ich muß ihn sprechen.“

„Und ich,“ erwiederte der Coadjutor, „muß glauben machen, ich spreche nicht mit ihm. Ich liebe und bewundere ihn, denn ich kenne seine früheren Abenteuer, wenigstens einige davon; aber ich kann ihn nicht wohl vor übermorgen begrüßen.“

„Und warum übermorgen?“ fragte Frau von Chevreuse.“

„Ihr sollt es morgen Abend erfahren,“ antwortete der Coadjutor lachend.

„In der That, mein lieber Conti,“ sagte die Herzogin, „Ihr sprecht wie die Apokalypse. Herr d'Herblay,“ fügte sie, sich nach Aramis umwendend, bei: „wollt Ihr wohl diesen Abend noch einmal mein Diener sein?...“

„Wie, Herzogin,“ sagte Aramis, „diesen Abend? morgen, immer, befehlt!“

„Wohl, so holt mir den Grafen de la Fère, ich will mit ihm sprechen.“

Aramis näherte sich Athos und kehrte mit ihm zurück.

„Mein Herr Graf,“ sagte die Herzogin, Athos einen Brief zustellend, „hier ist das, was ich Euch versprochen habe. Unser Schützling wird eine vortreffliche Aufnahme finden.“

„Madame,“ sprach Athos, „er ist sehr glücklich, daß er Euch etwas zu verdanken hat.“

„Ihr habt ihn in dieser Beziehung nicht zu beneiden; denn ich verdanke Euch seine Bekanntschaft,“ ver-

setzte die boshafte Frau mit einem Lächeln, das Athos und Aramis an Marie Michon erinnerte.

Und bei diesen Worten stand sie auf und befahl ihren Wagen. Fräulein Paulet war bereits weggegangen, Fräulein von Scudery ging eben weg.

„Vicomte," sagte Athos, sich an Raoul wendend, „folgt der Frau Herzogin von Chevreuse, bittet sie um die Gnade, beim Hinabsteigen Eure Hand zu nehmen und bedankt Euch bei ihr."

Die schöne Indianerin näherte sich Scarron, um sich von ihm zu verabschieden.

„Ihr geht schon?" sagte er.

„Ich bin eine von den Letzten, wie Ihr seht. Wenn Ihr Nachricht von Herrn Voiture bekommt und dieselbe erfreulich ist, so habt die Güte, mir sie morgen zukommen zu lassen."

„Oh, nun kann er sterben!" rief Scarron.

„Wie so?" sagte das Mädchen mit den Sammetaugen.

„Ganz gewiß; seine Lobrede ist gemacht."

Und man trennte sich lachend. Das junge Mädchen wandte sich, um den armen Lahmen theilnehmend anzuschauen. Der arme Lahme folgte ihr voll Liebe mit den Augen.

Allmählig lichteten sich die Gruppen. Scarron stellte sich, als bemerkte er nicht, daß einige von seinen Gästen geheimnißvoll mit einander gesprochen hatten, daß Briefe für mehrere gekommen waren und daß seine Abendgesellschaft überhaupt einen geheimen Zweck gehabt zu haben schien, der sich weit von der Literatur entfernte, über die indessen so viel Lärmen gemacht worden war. Aber was lag Scarron daran, man konnte jetzt in seinem Hause nach Gefallen schmähen und intriguiren: seit diesem Morgen war er, wie er gesagt hatte, nicht mehr der Kranke der Königin.

Raoul begleitete wirklich die Herzogin bis zu ihrem Wagen, wo sie Platz nahm, indem sie ihm ihre Hand

zu küssen gab. Dann aber ergriff sie ihn in einer von den tollen Launen, die sie so anbetungswürdig und besonders so gefährlich machten, plötzlich beim Kopfe, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

„Vicomte, möchten Euch meine Wünsche und dieser Kuß Glück bringen."

Hienach stieß sie ihn wieder zurück und befahl ihrem Kutscher nach dem Hotel Luynes zu fahren. Der Wagen entfernte sich. Frau von Chevreuse machte dem jungen Manne ein letztes Zeichen durch den Schlag, und Raoul stieg ganz verblüfft wieder die Treppe hinauf.

Athos begriff, was vorgegangen war.

„Kommt, Vicomte," sagte er, „es ist Zeit zum Rückzuge. Ihr reist morgen zu der Armee des Herrn Prinzen ab; schlaft Eure letzte bürgerliche Nacht gut."

„Ich werde also Soldat," sagte der Jüngling. „Oh! Herr, Dank, aus vollem Herzen Dank!"

„Adieu, Graf," sprach der Abbé d'Herblay; „ich kehre in mein Kloster zurück."

„Adieu, Abbé," sagte der Coadjutor; „ich predige morgen und habe mich diesen Abend noch über zwanzig Texte zu besinnen."

„Adieu, meine Herren," rief der Graf, „ich werde vier und zwanzig Stunden hinter einander schlafen, denn ich sinke vor Müdigkeit beinahe um."

Die drei Männer begrüßten sich und gingen weg, nachdem sie einen letzten Blick gewechselt hatten.

Scarron folgte ihnen aus einem Winkel seines Auges durch die Thürvorhänge seines Salon.

„Keiner von ihnen thut, was er sagte," murmelte er mit seinem affenartigen Lächeln; „aber sie mögen es so halten, die braven Leute! Wer weiß, ob sie nicht arbeiten, daß ich meine Pension zurückbekomme? Sie können die Arme bewegen, das ist viel! Ach! ich habe nur die Zunge, aber ich werde zu beweisen suchen, daß dies auch etwas ist. Holla! Champnois, es hat

eilf Uhr geschlagen; rolle mich nach meinem Bette. In der That, das Fräulein d'Aubigné ist sehr reizend!"

Hienach verschwand der arme Lahme in seinem Schlafzimmer, dessen Thüre sich hinter im schloß, und die Lichter erloschen eines nach dem andern in dem Salon der Rue des Tournelles.

III.

Saint-Denis.

Der Tag graute, als Athos aufstand und sich ankleiden ließ; an seiner außergewöhnlichen Bläße und an den Spuren, welche die Ruhelosigkeit auf seinem Antlitz zurückgelassen hatte, ließ sich leicht erkennen, daß er beinahe die ganze Nacht ohne zu schlafen zugebracht haben mußte. Gegen die Gewohnheit dieses so festen und entschiedenen Mannes lag an diesem Morgen etwas Langsames, Unentschlossenes in seinem ganzen Wesen.

Es war so, weil er sich mit den Vorbereitungen zu der Abreise von Raoul beschäftigte und Zeit zu gewinnen suchte. Zuerst putzte er selbst ein Schwert, das er aus einem Etui von parfumirtem Leder nahm, untersuchte, ob der Griff gehörig läge und ob die Klinge gut am Griffe befestigt wäre.

Dann warf er in ein für den jungen Mann bestimmtes Felleisen ein Säckchen voll Louis d'or, rief Olivain — so hieß der Lackei, der ihm von Blois gefolgt war — und ließ ihn den Mantelsack in seiner Gegenwart packen, wobei er genau darüber wachte, daß alle für einen in das Feld ziehenden jungen Menschen erforderliche Gegenstände hineingelegt wurden.

Nachdem er beinahe eine Stunde auf alle diese

Dinge verwendet hatte, öffnete er die Thüre, welche in das Zimmer des Vicomte führte, und trat sachte ein.

Die bereits strahlende Sonne drang in das Zimmer durch die breiten Fensterflügel, deren Vorhänge zu schließen Raoul, spät zurückgekehrt, vergessen hatte. Den Kopf anmuthig auf den Arm gelehnt, schlief er noch. Seine langen, schwarzen Haare bedeckten halb seine reizende Stirne, welche feucht war von dem Dunste, der in Perlen an den Wangen des müden Kindes herabrollt.

Athos näherte sich und schaute, den Körper vorgebeugt in einer Haltung voll zarter Schwermuth, lange den Jüngling mit dem lächelnden Munde, mit den halb geschlossenen Augenliedern an, dessen Traum süß, dessen Schlaf leicht sein mußte, so viel Liebe und Sorgfalt verwandte sein Schutzengel auf seine stumme Bewachung. Allmälig ließ sich Athos zu dem Zauber seiner Träumerei in Gegenwart dieser so reichen, so reinen Jugend hinziehen. Seine Jugend tauchte wieder in seinem Innern auf, mit allen ihren süßen Erinnerungen, welche mehr Wohlgerüche sind, als Gedanken. Zwischen dieser Vergangenheit und der Gegenwart lag eine Kluft. Aber die Einbildungskraft hat den Flug des Engels und des Blitzes; sie überspringt die Meere, wo wir beinahe Schiffbruch gelitten hätten, durchdringt die Finsterniß, in der sich unsere Illusionen verloren haben, fliegt über die Abgründe, in die unser Glück gestürzt ist. Er dachte daran, daß der ganze erste Theil seines Lebens von einer Frau zertrümmert worden war, und er überlegte sich mit Schrecken, welchen Einfluß die Liebe auf eine zugleich so zarte und so kräftige Organisation haben könnte.

Während er sich dessen erinnerte, was er gelitten hatte, sah er im Geiste das voraus, was Raoul leiden konnte, und der Ausdruck zärtlichen, tiefen Mitleids, welches sein Herz erfüllte, verbreitete sich in dem feuchten Blicke, mit dem er den Jüngling anschaute.

In diesem Augenblick erwachte Raoul, mit jenem Erwachen ohne Wolken, ohne Finsterniß und ohne Müdigkeit, das gewisse Organisationen so zart wie die des Vogels charakterisirt. Seine Augen hefteten sich auf die von Athos, und er begriff ohne Zweifel Alles, was in dem Herzen dieses Mannes vorging, der sein Erwachen erwartete, wie ein Liebender auf das Erwachen der Geliebten harrt, denn sein Blick nahm nun ebenfalls den Ausdruck unendlicher Liebe an.

„Ihr waret hier?“ sprach er ehrfurchtsvoll.

„Ja, Raoul, ich war hier,“ erwiederte der Graf.

„Und Ihr wecktet mich nicht?“

„Ich wollte Euch noch einige Augenblicke diesem guten Schlafe überlassen, mein Freund. Ihr müßt müde sein von dem gestrigen Tage her, der sich bis in die Nacht hinein verlängert hat.“

„O Herr, wie gut seid Ihr!“ rief Raoul.

Athos lächelte und sagte:

„Wie befindet Ihr Euch?“

„Vollkommen wohl, Herr, und völlig ausgeruht und heiter.“

„Ihr wachst noch,“ fuhr Athos mit der väterlichen Theilnahme des reifen Mannes für den Jüngling fort, „und die Anstrengungen wirken doppelt in Eurem Alter.“

„Ah! Herr, ich bitte um Vergebung,“ sprach Raoul, beschämt durch so große Zuvorkommenheit, „aber ich werde in einem Augenblick angekleidet sein.“

Athos rief Olivain, und nach Verlauf von zehn Minuten war der Jüngling mit der Pünktlichkeit, welche Athos im Militärdienste erlernt und auf seinen Mündel übertragen hatte, zum Aufbruche bereit.

„Nun besorge mein Gepäcke,“ sagte Raoul zu dem Lackeien.

„Euer Gepäcke erwartet Euch, Raoul,“ sprach Athos; „ich habe Euer Felleisen unter meinen Augen packen lassen, und es wird Euch nichts fehlen. Es muß bereits, so wie der Mantelsack des Lackeien auf den

Pferden sein, wenn man die Befehle, die ich gegeben, befolgt hat."

„Alles ist nach dem Willen des Herrn Grafen geschehen," sagte Olivain, „und die Pferde harren unten."

„Und ich schlief!" rief Raoul, „während Ihr, Herr, die Güte hattet, Euch mit allen diesen einzelnen Dingen zu beschäftigen. Oh, in der That, Ihr überhäuft mich mit Wohlthaten!"

„Ihr liebt mich also ein wenig, wie ich hoffe?" versetzte Athos mit beinahe gerührtem Tone.

„O Herr!" rief Raoul, welcher, um die innere Erschütterung nicht durch einen Ausstrom von Zärtlichkeit kundzugeben, sich bis zum Ersticken zusammenhielt. „Oh, Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch liebe und verehre!"

„Seht, ob nichts vergessen ist," sprach Athos und gab sich den Anschein, als suchte er umher, um seine Rührung zu verbergen.

„Nein, Herr," sprach Raoul.

Der Lackei näherte sich Athos mit einem gewissen Zögern und sagte leise zu ihm:

„Der Herr Vicomte hat keinen Degen, denn der Herr Graf hieß mich gestern den, welchen er ablegte, wegnehmen."

„Schon gut," antwortete Athos, „das ist meine Sache."

Raoul schien diesen Zwiesprach nicht zu bemerken. Er stieg hinab und schaute dabei jeden Augenblick den Grafen an, um zu sehen, ob der Augenblick des Scheidens gekommen wäre. Aber das Gesicht von Athos veränderte sich nicht im Geringsten.

Als Raoul die Freitreppe erreichte, erblickte er drei Pferde.

„O Herr!" rief er ganz strahlend, „Ihr begleitet mich also?"

„Ich will Euch ein wenig führen," antwortete Athos.

Die Freude glänzte in den Augen von Raoul, und er schwang sich leicht auf sein Pferd.

Athos bestieg langsam das seinige, nachdem er zuvor leise ein Wort zu dem Lackeien gesagt hatte, der, statt unmittelbar zu folgen, sich wieder in die Wohnung zurückbegab. Entzückt, in der Gesellschaft des Grafen zu sein, bemerkte Raoul nichts oder stellte sich wenigstens, als bemerkte er nichts.

Die zwei Edelleute schlugen den Weg nach dem Pont neuf ein, folgten dann den Quais, oder vielmehr dem, was man damals die Pepin-Tränke nannte, und ritten an den Mauern des Grand Chatelet hin. Sie gelangten eben an die Rue Saint-Denis, als der Lackei sie wieder einholte.

Der Weg wurde stillschweigend zurückgelegt. Raoul fühlte wohl, daß der Augenblick der Trennung herannahte. Der Graf hatte am Abend vorher verschiedene Befehle in Beziehung auf Dinge gegeben, welche den Verlauf des Tages betrafen. Ueberdies verdoppelten seine Blicke das Maß ihrer Zärtlichkeit. Von Zeit zu Zeit entschlüpften ihm eine Betrachtung oder ein Rath, und seine Worte waren voll wohlwollender Fürsorge.

Nachdem sie den Pont Saint-Denis hinter sich hatten und auf die Höhe des Recollecten-Klosters gelangt waren, warf Athos einen Blick auf das Pferd des Vicomte und sagte: „Nehmt Euch wohl in Acht, Raoul, Ihr habt eine schwere Hand, ich hab' es Euch oft gesagt, Ihr müßt das nicht vergessen, denn das ist ein großer Fehler für einen Reiter. Seht, Euer Pferd ist bereits müde, es schäumt, während das meinige gerade aus dem Stalle zu kommen scheint. Ihr macht ihm ein hartes Maul, wenn Ihr das Gebiß so stark anzieht, und könnt es dann nicht mit der erforderlichen Behendigkeit manoeuvriren lassen. Das Glück eines Reiters hängt zuweilen von dem raschen Gehorsam seines Pferdes ab. Bedenkt wohl, in acht Tagen manoeuvrirt

Ihr nicht mehr in einer Reitschule, sondern auf einem Schlachtfelde."

Dann fügte er plötzlich bei, um dieser Bemerkung kein zu trauriges Gewicht zu geben:

„Seht, Raoul, was für ein schönes Feld für die Hühnerjagd!"

Der Jüngling benützte die Lection und bewunderte besonders die Zartheit, mit der sie gegeben wurde.

„Ich habe eines Tags noch etwas Anderes bemerkt," sprach Athos. „Ihr haltet beim Pistolenschießen den Arm zu gestreckt; durch diese Spannung verliert der Schuß die Pünktlichkeit. Unter zwölf Mal verfehltet Ihr auch dreimal das Ziel."

„Das Ihr zwölfmal trafet," erwiederte lächelnd Raoul.

„Weil ich den Arm etwas bog und so die Hand auf meinem Ellenbogen ruhen ließ. Begreift Ihr wohl, was ich damit sagen will?"

„Ja, Herr, ich habe seitdem, Euern Rath beachtend, allein geschossen, und meine Bemühungen waren vom günstigsten Erfolge begleitet."

„Seht," versetzte Athos, „das ist gerade, wie beim Fechten; „Ihr greift Euern Gegner zu sehr an. Ich weiß wohl, das ist ein Fehler Eures Alters, aber die Bewegung des Körpers beim Angreifen bringt stets den Degen von der Linie ab, und wenn Ihr es mit einem Manne von kaltem Blute zu thun hättet, so würde er Euch bei Eurem ersten Schritte durch einfaches Losmachen Eurer Klinge überwinden."

„Ja, Herr, wie Ihr es oft gethan habt. Aber nicht Jedermann besitzt Eure Geschicklichkeit und Euren Muth."

„Welch' ein frischer Wind!" sprach Athos, „das ist eine Erinnerung an den Winter. Doch hört, wenn Ihr in das Feuer geht, und das wird so kommen, denn Ihr seid einem jungen General empfohlen, der das Pulver ungemein liebt, so erinnert Euch wohl: in

einem Einzelkampfe, wie dies so oft besonders uns Cavalieren begegnet, schießt nie zuerst; wer zuerst schießt, trifft selten seinen Mann, denn er schießt in der Furcht, einem bewaffneten Feinde gegenüber entwaffnet zu bleiben. Dann wenn Euer Gegner schießt, laßt Euer Pferd sich bäumen; dieses Manoeuvre hat mir zwei oder drei mal das Leben gerettet."

„Ich werde es anwenden, und wäre es nur aus Dankbarkeit."

„Ei, sind das nicht Wildschützen, die man da unten festnimmt? Ja, wahrhaftig! Dann noch etwas Wichtiges, Raoul: wenn Ihr bei einem Angriffe verwundet werdet, wenn Ihr vom Pferde fallt, und es bleibt Euch noch etwas Kraft, so schleppt Euch von der Linie ab, die Euer Regiment verfolgt hat; denn es kann zurückgeführt werden, und die Pferde zertreten Euch mit den Hufen. Jedenfalls schreibt mir sogleich oder laßt mir schreiben, wenn Ihr verwundet seid; wir verstehen uns auf Wunden," fügte Athos bei.

„Ich danke Euch, Herr," antwortete der junge Mensch ganz bewegt.

„Ah, wir sind in Saint-Denis," murmelte Athos.

Sie gelangten wirklich zu dem Thore dieser Stadt, an dem zwei Soldaten Wache standen. Der eine sagte zu dem andern:

„Das ist ein junger Edelmann, welcher aussieht, als wollte er sich zum Heere begeben."

Athos wandte sich um. Alles, was sich, selbst auf eine nur mittelbare Weise, mit Raoul beschäftigte, gewann sogleich ein Interesse in seinen Augen.

„Woran seht Ihr dies?" fragte er.

„An seiner Miene, Herr," antwortete die Schildwache. „Ueberdies hat er das Alter, das ist der Zweite heute."

„Es ist diesen Morgen schon ein junger Mensch wie ich hier durchgekommen?" sagte Raoul.

„Ja, meiner Treue, von vornehmem Aussehen

und glänzender Rüstung. Er hatte ganz das Wesen eines Sohnes von gutem Hause."

„Das wird ein Reisegefährte für mich sein," versetzte Raoul weiter reitend. „Aber ach! er wird mich denjenigen, welchen ich verliere, nicht vergessen machen."

„Ich glaube nicht, daß Ihr ihn einholt, Raoul; denn ich habe mit Euch zu sprechen, und das, was ich Euch sagen muß, dauert vielleicht so lange, daß dieser Edelmann einen großen Vorsprung vor Euch gewinnt."

„Wie es Euch gefällig ist, Herr."

So plaudernd zog man durch die Straßen, welche des Festtags wegen voll Menschen waren, und man gelangte vor die alte Basilica, in der eine erste Messe gelesen wurde.

„Steigt ab, Raoul," sprach Athos. „Du, Olivain, bewache unsere Pferde und gib mir den Degen."

Athos nahm den Degen in die Hand, den ihm der Lackei reichte, und die beiden Edelleute traten in die Kirche.

Athos bot Raoul Weihwasser. In gewissen Herzen liegt etwas von der zuvorkommenden Zärtlichkeit, die der Liebende für seine Geliebte hat.

Der Jüngling berührte die Hand von Athos und bekreuzte sich.

Athos sagte ein Wort zu einem von den Wächtern; dieser verbeugte sich und schritt der Gruft zu.

„Kommt, Raoul," sagte Athos, „wir wollen diesem Manne folgen."

Der Wächter öffnete das Gitter der königlichen Gräber und blieb auf der obersten Stufe stehen, während Athos und Raoul hinabstiegen. Die Grufttreppe war in der Tiefe von einer silbernen Lampe beleuchtet, welche auf der untersten Stufe brannte, und gerade über dieser Lampe ruhte, in einen weiten, mit goldenen Lilien bestreuten, Mantel von veilchenblauem Sammet gehüllt, ein von eichenen Gestellen getragener Katafalk.

Auf diese Lage durch den Zustand seines eigenen

Herzens voll Traurigkeit, durch die Majestät der Kirche welche er durchwandelt hatte, vorbereitet, war der Jüngling mit langsamem, feierlichem Schritte hinabgestiegen und stand mit entblößtem Haupte vor dieser sterblichen Hülle des letzten Königs, der sich erst mit seinen Ahnen vereinigen sollte, wenn sein Nachfolger sich mit ihm vereinigen würde, und der hier zu weilen schien, um dem so leicht auf dem Throne zu erregenden Stolze zu sagen: „Irdischer Staub, ich harre Dein!"

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen.

Dann hob Athos die Hand auf und deutete mit dem Finger auf den Sarg.

„Dieses unsichere Grab," sprach er, „ist das eines schwachen, aller Größe ermangelnden Menschen, der jedoch eine Regierung voll ungeheurer Ereignisse hatte; denn über diesem König wachte der Geist eines andern Mannes, wie die Lampe hier über diesem Sarge wacht und ihn beleuchtet. Dieser war der wahre König, Raoul; der andere war nur ein Phantom, in das er seine Seele legte. Und dennoch ist die monarchische Majestät so mächtig bei uns, daß dieser Mann nicht einmal die Ehre eines Grabes zu den Füßen desjenigen genießt, für welchen er sein ganzes Leben aufgebraucht hat. Denn erinnert Euch dieses Umstandes wohl, Raoul, wenn dieser Mann den König klein gemacht hat, so hat er das Königthum groß gemacht, und es gibt zwei Dinge, welche im Palaste des Louvre eingeschlossen sind: der König, welcher stirbt, und das Königthum, welches nicht stirbt. Diese Regierung ist vorüber, Raoul. Der von seinem Herrn so gefürchtete, so gehaßte Minister ist in das Grab gestiegen, den König nach sich ziehend, den er nicht allein leben lassen wollte, ohne Zweifel aus Angst, er könnte sein Werk zerstören; denn ein König baut nur, wenn er entweder Gott selbst oder den Geist Gottes in seiner Nähe hat. Alle Welt betrachtete den Tod des Cardinals als eine Befreiung, und ich selbst, so blind sind die Zeitge=

nossen, durchkreuzte oft die Pläne des Mannes, welcher Frankreich in seinen Händen hielt, und der, je nachdem er sie zusammenpreßte oder öffnete, das Reich erstickte oder ihm nach Belieben frische Luft gab. Wenn er mich nicht zermalmte, mich und meine Freunde, wenn er uns in seinem furchtbaren Zorne nicht zermalmte, so geschah es ohne Zweifel nur, damit ich Euch heute sagen könnte: Raoul, versteht stets den König von dem Königthum zu unterscheiden; der König ist nur ein Mensch, das Königthum ist der Geist Gottes. Wenn Ihr im Zweifel darüber seid, wem Ihr dienen sollt, so verlaßt den materiellen Schein des sichtbaren Principes, denn das unsichtbare Princip ist Alles. Gott wollte dieses Princip fühlbar machen, indem er dasselbe die menschliche Natur annehmen ließ. Raoul, es ist mir, als erblickte ich Eure Zukunft wie durch eine Wolke; sie ist, glaube ich, besser, als die unsere. Ganz im Gegentheil von uns, die wir einen Minister ohne König hatten, werdet Ihr einen König ohne Minister haben. Ihr könnt also dem König dienen, ihn lieben und achten. Ist dieser König ein Tyrann, denn die Allmacht hat ihren Schwindel, der sie zur Tyrannei antreibt, so dient dem Königthum, das heißt, der unfehlbaren Sache, dem Geiste Gottes auf Erden, diesem himmlischen Funken, der den Staub so groß und so heilig macht, daß wir Edelleute, wenn auch von hoher Geburt, doch so wenig vor diesem auf der obersten Stufe dieser Leiter ausgebreiteten Körper sind, als dieser Körper selbst vor dem Throne Gottes."

„Ich werde Gott anbeten, Herr," sprach Raoul; „ich werde das Königthum ehren, dem König dienen und danach trachten, daß ich, wenn ich sterbe, für den König, für das Königthum oder für Gott sterbe. Habe ich Euch wohl begriffen?"

Athos lächelte und sprach:

„Ihr seid eine edle Natur, hier ist Euer Degen."

Raoul setzte ein Knie auf die Erde.

„Er wurde getragen von meinem Vater, einem wackern Edelmanne; ich habe ihn ebenfalls getragen und ihm zuweilen Ehre gemacht, wenn sein Griff in meiner Hand lag und seine Scheide an meiner Seite hing. Ist Eure Hand noch zu schwach, um diesen Degen zu führen, Raoul, desto besser, Ihr werdet Zeit haben, um ihn nur ziehen zu lernen, wenn er den Tag sehen soll."

„Herr," sprach Raoul, den Degen aus der Hand des Grafen empfangend, „ich habe Euch Alles zu verdanken, doch dieses Schwert ist das kostbarste Geschenk, das Ihr mir gemacht habt. Ich schwöre Euch, ich werde ihn als ein Dankbarer tragen."

Und er näherte seine Lippen dem Griffe, den er ehrfurchtsvoll küßte.

„Gut," sprach Athos. „Steht auf, Vicomte, und umarmen wir uns."

Raoul stand auf und warf sich mit dem vollen Ausstrome seiner Gefühle in die Arme von Athos.

„Gott befohlen," murmelte der Graf, der sein Herz zerschmelzen fühlte, „Gott befohlen und denkt an mich." –

„Oh! ewig! ewig!" rief der Jüngling. „Oh! ich schwöre Euch, Herr, wenn mir Unglück widerfährt, ist Euer Name der letzte Name, den ich ausspreche, die Erinnerung an Euch mein letzter Gedanke."

Athos stieg rasch wieder die Treppe hinauf, um die heftige Bewegung seines Gemüthes zu verbergen, gab dem Wächter der Gräber ein Goldstück, verbeugte sich vor dem Altar und erreichte mit großen Schritten die Kirchenpforte, vor der Olivain mit den zwei andern Pferden wartete.

„Olivain," sagte er, auf das Wehrgehänge von Raoul deutend, „ziehe die Schnalle von diesem Degen an, er fällt ein wenig zu tief. Gut. Nun begleitest Du den Herrn Vicomte, bis Grimaud Euch eingeholt

hat; ist er gekommen, so verlässest Du den Herrn Vicomte. Ihr versteht, Raoul, Grimaud ist ein alter Diener voll Muth und Klugheit; Grimaud wird Euch folgen."

„Ja, Herr," sprach Raoul.

„Auf, zu Pferde, daß ich Euch wegreiten sehe."

Raoul gehorchte.

„Gott befohlen, Raoul, Gott befohlen, mein liebes Kind!"

„Gott befohlen, Herr!" rief Raoul, „Gott befohlen, mein vielgeliebter Beschützer!"

Athos machte ein Zeichen mit der Hand, denn er wagte es nicht mehr zu sprechen, und Raoul entfernte sich mit entblößtem Haupte.

Athos blieb unbeweglich und schaute bis zu dem Augenblick nach, wo er an der Biegung der Straße verschwand.

Dann warf der Graf die Zügel seines Pferdes einem Bauern zu, stieg langsam wieder die Stufen hinauf, kehrte in die Kirche zurück, kniete in dem dunkelsten Winkel nieder und betete.

IV.

Eines von den vierzig Entweichungsmitteln von Herrn von Beaufort.

Die Zeit verlief indessen für den Gefangenen, wie für diejenigen, welche sich mit seiner Flucht beschäftigten: nur verlief sie viel langsamer. Ganz und gar nicht wie andere Menschen, welche mit allem Feuer

einen gefahrvollen Entschluß fassen und immer mehr erkalten, je näher der Augenblick der Ausführung kommt, schien der Herzog von Beaufort, dessen sprudelnder Muth sprüchwörtlich geworden war, die Zeit vorwärts zu treiben, und rief mit den heißesten Wünschen die Stunde der Thätigkeit herbei. Es lagen in seiner Entweichung selbst, abgesehen von den Plänen, die er für die Zukunft nährte, allerdings noch ziemlich unbestimmte, ungewisse, Entwürfe, es lag darin ein Anfang der Rache, die ihm das Herz ausdehnte. Einmal war seine Flucht ein böses Ereigniß für Herrn von Chavigny, den er haßte wegen der kleinlichen Verfolgungen, welchen er ihn unterworfen hatte; dann ein noch viel schlimmeres Ereigniß für Mazarin, den er verabscheute wegen der schweren Vorwürfe, die er ihm zu machen hatte. Man sieht, daß das richtige Verhältniß bei den Gefühlen des Gefangenen gegen den Gouverneur und den Minister, den Untergebenen und den Herrn, beobachtet war.

Dann brachte Herr von Beaufort, der, mit dem Innern des Palais Royal vertraut, die Verbindung des Cardinals und der Königin kannte, in die Scene seines Gefängnisses die ganze dramatische Bewegung, welche erfolgen müßte, wenn von dem Cabinet des Ministers in das Zimmer der Königin das Gerücht erschallen würde: „Herr von Beaufort ist entflohen!“ Indem Herr von Beaufort sich dieß sagte, lächelte er sanft; er glaubte schon die Luft von Wald und Flur zu athmen und, ein kräftiges Roß zwischen den Beinen, mit lauter Stimme zu rufen: „Ich bin frei!“

Wieder zu sich kommend fand er sich allerdings zwischen seinen vier Wänden, sah er allerdings zehn Schritte von sich La Ramée, der seine Daumen um einander drehte, und im Vorzimmer seine acht Wachen, welche lachten oder tranken.

Das Einzige, was seinen Blick von diesem häßli-

chen Gemälde ausruhen ließ, so groß ist die Unbeständigkeit des menschlichen Geistes, war das gerunzelte Gesicht von Grimaud, das ihn Anfangs mit Haß erfüllt hatte und jetzt seine einzige Hoffnung war. Grimaud kam ihm wie ein Antinous vor.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß Alles dieß ein Spiel der fieberhaften Einbildungskraft des Gefangenen war. Grimaud blieb immer derselbe; er hatte sich auch das volle Vertrauen seines Vorgesetzten La Ramée erhalten, der sich jetzt mehr auf ihn, als auf sich selbst verließ, denn La Ramée fühlte sich, wie gesagt, im Grunde seines Herzens etwas schwach gegen Herrn von Beaufort.

Dieser gute La Ramée freute sich auch ungemein auf das kleine Abendbrod mit dem Gefangenen. La Ramée hatte nur einen Fehler, er war Gourmand; er hatte die Pasteten gut, die Weine vortrefflich gefunden. Der Nachfolger von Vater Marteau hatte ihm nun eine Fasanenpastete statt einer Hühnerpastete, Chambertin statt Macon-Wein versprochen. Alles dieß, erhöht durch die Anwesenheit des vortrefflichen Prinzen, der im Ganzen so gut war, der so drollige Streiche gegen Herrn von Chavigny und so vortreffliche Späße gegen Mazarin erfand, machte für La Ramée aus dem Pfingsttage, welcher kommen sollte, eines von den vier grossen Festen des Jahres.

La Ramée erwartete die sechste Abendstunde mit eben so viel Ungeduld als der Prinz. Schon am Morgen beschäftigte er sich mit allen Einzelnheiten, und da er sich in dieser Beziehung nur auf sich selbst verließ, so machte er dem Nachfolger des Vater Marteau in Person einen Besuch. Dieser hatte sich selbst übertroffen, er zeigte ihm eine wahre Ungeheuer-Pastete, auf dem Deckel verziert mit dem Wappen des Herrn von Beaufort. Die Pastete war noch leer, aber neben ihr lagen ein Fasan und zwei Feldhühner, so niedlich gespickt, daß sie aussahen wie ein Nadelkissen. Das Wasser lief La Ramée

im Munde zusammen und er kehrte, sich die Hände reibend, in das Zimmer des Herzogs zurück.

Um das Maß des Glückes voll zu machen, hatte Herr von Chavigny, wie wir erzählt haben, auf La Ramée bauend, eine kleine Reise unternommen und sich auch bereits an demselben Morgen entfernt, wodurch La Ramée Untergouverneur des Schlosses geworden war.

Grimaud sah verdrießlicher als je aus.

Herr von Beaufort hatte am Morgen mit La Ramée eine Partie Ball gespielt, und Grimaud hatte ihm hiebei durch ein Zeichen zu verstehen gegeben, er möge auf Alles Achtung geben.

Vorwärts marschirend, bezeichnete Grimaud den Weg, welchen man am Abend verfolgen sollte. Das Ballspiel war an dem Orte, den man den Bezirk des innern Hofes vom Schlosse nannte. Es war eine ziemlich verlassene Stelle, welche nur in dem Augenblick mit Wachen besetzt wurde, wo Herr von Beaufort seine Partie machte. Bei der Höhe der Mauer schien sogar diese Vorsichtsmaßregel überflüssig.

Man hatte drei Thüren zu öffnen, ehe man zu diesem Bezirke gelangte. Jede von diesen Thüren wurde mit einem andern Schlüssel geöffnet. La Ramée trug diese drei Schlüssel bei sich.

Als Grimaud in den Bezirk kam, setzte er sich maschinenmäßig in eine Schießscharte und ließ die Beine außen an der Mauer hinabhängen. Offenbar sollte hier die Strickleiter befestigt werden.

Dieses ganze, für den Herzog von Beaufort wohlbegreifliche, Manoeuvre war, wie man leicht einsehen wird, für La Ramée nicht verständlich.

Die Partie begann. Dießmal war Herr von Beaufort im Zuge, und man hätte glauben sollen, er lege mit der Hand die Bälle dahin, wohin sie nach seinem Willen fallen sollten. La Ramée wurde völlig geschlagen.

Vier von den Wachen waren Herrn von Beaufort gefolgt und hoben die Bälle auf. Als das Spiel vorüber war, bot Herr von Beaufort La Ramée, ihn wegen seiner Ungeschicklichkeit verspottend, für die Wachen zwei Louisd'or an, um mit ihren vier andern Kameraden auf seine Gesundheit zu trinken.

Die Wachen baten um Erlaubniß hiezu bei La Ramée, der sie ihnen auch ertheilte, aber nur für den Abend. Bis dahin mußte sich La Ramée mit wichtigen Dingen beschäftigen. Da er Gänge zu machen hatte, so wünschte er, daß man während seiner Abwesenheit den Gefangenen nicht aus dem Gesichte verliere.

Hätte Herr Beaufort die Sachen selbst angeordnet, er würde sie ohne Zweifel weniger zu seiner Zufriedenheit abgemacht haben, als dieß sein Wächter that.

Endlich schlug es sechs Uhr; obgleich man sich erst um sieben Uhr zu Tische setzen sollte, so war das Abendbrod doch schon bereit und aufgetragen. Auf einem Schenktische stand die colossale Pastete mit dem Wappen des Herzogs und, wie es schien, gar gebacken, wenn man nach der goldenen Farbe der Kruste urtheilen durfte. Das Uebrige des Abendbrods war ganz im Verhältniß zu der Pastete.

Alle Welt war ungeduldig: die Wachen, trinken zu gehen, La Ramée, sich zu Tische zu setzen, und Herr von Beaufort, zu entweichen.

Grimaud allein war gleich geduldig. Man hätte glauben sollen, Athos habe ihn in der Voraussicht dieses großen Ereignisses erzogen.

Es gab Augenblicke, wo der Herzog von Beaufort, wenn er ihn anschaute, sich fragte, ob er nicht träumte, und ob dieses Marmorgesicht wirklich ihm zu Dienste sei und sich im gegebenen Momente beleben würde.

La Ramée entließ die Wachen, indem er ihnen noch empfahl, auf die Gesundheit des Prinzen zu trinken. Sobald sie weggegangen waren, schloß er die

Thüren, steckte die Schlüssel in seine Tasche, deutete, gegen den Prinzen gewendet, mit einer Miene auf den Tisch, welche sagen wollte:

„Wenn es Monseigneur gefällig wäre?"

Der Prinz schaute Grimaud an. Grimaud schaute die Uhr an. Es war erst ein Viertel auf sieben Uhr, die Flucht war auf sieben Uhr bestimmt. Man hatte also noch drei Viertelstunden zu warten.

Um eine Viertelstunde Zeit zu gewinnen, schützte der Prinz eine Lecture vor, die ihn sehr anspräche, und bat, das Capitel vollenden zu dürfen. La Ramée näherte sich, schaute ihm über die Schulter, um zu sehen, was für ein Buch einen so großen Einfluß auf den Prinzen ausübte, daß es ihn abhielt, sich zu Tische zu setzen, während das Abendbrod aufgetragen war.

Es waren die Commentare von Cäsar, welche er selbst gegen die Befehle von Chavigny dem Prinzen vor drei Tagen verschafft hatte.

La Ramée gelobte sich, nie mehr der Gefängnißordnung zuwider zu handeln.

Mittlerweile öffnete er die Flaschen und roch an der Pastete.

Um halb sieben Uhr erhob sich der Prinz und sagte mit großem Ernste:

„Cäsar war entschieden der größte Mann des Alterthums."

„Ihr findet dies, Monseigneur?" sprach La Ramée.

„Ja."

„Nun wohl, und ich," versetzte La Ramée, „ich ziehe Hannibal vor."

„Und warum dies, Meister La Ramée?" fragte der Herzog.

„Weil er keine Commentare hinterlassen hat," erwiederte La Ramée mit einem schweren Seufzer.

Der Herzog begriff die Anspielung, setzte sich zu

Tische und bedeutete La Ramée, er möge ihm gegenüber Platz nehmen.

Der Gefreite ließ sich dies nicht zweimal sagen. Es gibt kein so ausdrucksvolles Gesicht, wie das eines Gourmand, der sich vor einer guten Tafel befindet. Als La Ramée aus den Händen von Grimaud seinen Suppenteller empfing, stellte sein Gesicht das Gefühl vollkommener Glückseligkeit dar.

Der Herzog schaute ihn lächelnd an.

„Ventre-Saint-Gris! La Ramée!" rief er; „wißt Ihr, daß ich, wenn man mir sagte, es gäbe in diesem Frankreich einen glücklicheren Menschen als Ihr, es nicht glauben würde."

„Und meiner Treu'! Ihr hättet Recht, Monseigneur," sprach La Ramée; „ich gestehe, daß ich Hunger habe. Ich kenne keinen lieblicheren Anblick, als eine wohlbestellte Tafel, und wenn Ihr beifügt," fuhr La Ramée fort, „daß derjenige, welcher die Honneurs dieser Tafel macht, der Enkel von Heinrich dem Großen ist, so werdet Ihr begreifen, Monseigneur, daß die Ehre, welche einem zu Theil wird, das Vergnügen, das man genießt, verdoppelt."

Der Prinz verbeugte sich, und ein unmerkliches Lächeln erschien auf dem Antlitz von Grimaud, der hinter La Ramée stand.

„Mein lieber La Ramée," sprach der Herzog, „in der That, nur Ihr versteht es, ein Compliment zu drehen."

„Nein, Monseigneur," erwiederte La Ramée in dem Ergusse seiner Seele, „nein, in Wahrheit, ich spreche aus, was ich denke. Es liegt kein Compliment in dem, was ich Euch hier sage."

„Also seid Ihr mir zugethan?" fragte der Prinz.

„Das heißt," erwiederte La Ramée, „ich wäre untröstlich, wenn Eure Hoheit Vincennes verließe."

„Eine sonderbare Manier, Eure Zuneigung kundzugeben."

„Aber, Monseigneur,“ entgegnete La Ramée, „was würdet Ihr außen machen? Irgend eine Tollheit, durch die Ihr Euch mit dem Hofe überwerfen würdet, brächte Euch in die Bastille, statt nach Vincennes. Herr von Chavigny, ich gebe es zu, ist nicht liebenswürdig,“ fuhr La Ramée, ein Glas Madeira schlürfend, fort; „Herr du Tremblay ist noch viel schlimmer.“

„In der That?“ sprach der Herzog, der sich über die Wendung belustigte, welche das Gespräch nahm, und von Zeit zu Zeit auf die Pendeluhr schaute, deren Zeiger mit verzweiflungsvoller Langsamkeit vorrückte.

„Was wollt Ihr von dem Bruder eines in der Schule des Cardinal von Richelieu gefütterten Capuziners mehr erwarten? Ah! Monseigneur, es ist ein großes Glück, daß die Königin, die Euch stets wohlwollte, wie ich wenigstens sagen hörte, die Idee hatte, Euch hierher zu schicken, wo es einen schönen Spaziergang, Ballspiel, gute Tafel, gute Luft gibt.“

„In der That,“ sprach der Herzog, „wenn man Euch hört, La Ramée, bin ich sehr undankbar, daß ich einen Augenblick den Gedanken gehabt habe, mich von hier zu entfernen.“

„Oh! Monseigneur, das ist der höchste Grad von Undankbarkeit,“ versetzte La Ramée; „aber Euere Hoheit hat wohl nie im Ernste daran gedacht.“

„Allerdings,“ sprach der Herzog, „und ich muß Euch gestehen, es ist vielleicht eine Thorheit, ich leugne es nicht, aber ich denke von Zeit zu Zeit noch daran.“

„Immer durch eines von Euren vierzig Mitteln, Monseigneur?“

„Gewiß,“ versetzte der Herzog.

„Monseigneur,“ sagte La Ramée, „da wir unsere Herzen gerade so erschließen, so nennt mir doch eines von den vierzig Mitteln, welche Eure Hoheit ersonnen hat.“

„Gerne,“ sprach der Herzog. „Grimaud, gebt mir die Pastete.“

„Ich höre," sagte La Ramée, lehnte sich in seinem Stuhle zurück, hob sein Glas in die Höhe und blinzelte mit dem Auge, um die untergehende Sonne durch den flüssigen Rubin zu sehen, den es enthielt.

Der Herzog warf einen Blick auf die Pendeluhr. Noch zehn Minuten, und es sollte sieben Uhr schlagen.

Grimaud stellte die Pastete vor den Prinzen, der sein Messer mit der silbernen Klinge nahm, um den Deckel abzuheben. Aber La Ramée, welcher befürchtete, es könnte diesem schönen Stücke Unheil widerfahren, reichte dem Herzog sein Messer, das eine eiserne Klinge hatte.

„Ich danke, La Ramée," sprach der Herzog und griff nach dem Messer.

„Nun, Monseigneur," sagte der Gefreite, „das ausgezeichnete Mittel?"

„Soll ich es Euch nennen?" versetzte der Herzog, „dasjenige, auf welches ich am meisten rechnete, das Mittel, welches ich zuerst anzuwenden entschlossen war?"

„Ja, eben dieses," antwortete La Ramée.

„Gut," sprach der Herzog, mit einer Hand die Pastete aufhebend und mit der andern mittelst seines Messers Kreise beschreibend. „Ich hoffte vor Allem zum Wächter einen braven Burschen zu haben, wie Ihr seid, Herr La Ramée."

„Schön," sagte La Ramée, „Ihr habt ihn, Monseigneur. Hernach?"

„Und ich freue mich darüber."

La Ramée verbeugte sich.

„Ich sagte mir," fuhr der Prinz fort; „habe ich einmal in meiner Nähe einen braven Burschen, wie La Ramée, so werde ich darnach trachten, ihm durch einen Freund von mir, von dem er nicht weiß, daß ich in Verbindung mit ihm stehe, einen Menschen empfehlen zu lassen, der mir ergeben ist, und mit welchem ich mich über die Vorkehrungen zu meiner Flucht verständigen kann."

„Gut, gut," sagte La Ramée, „gar nicht übel ersonnen."

„Nicht wahr?" versetzte der Prinz, „zum Beispiel den Diener irgend eines braven Edelmannes, eines Feindes von Mazarin, wie jeder Edelmann sein muß."

„Stille, Monseigneur, sprechen wir nicht über Politik."

„Habe ich diesen Menschen bei mir," fuhr der Herzog fort, „und er ist geschickt und weiß meinem Wächter Vertrauen einzuflößen, so wird dieser sich auf ihn verlassen, und ich erhalte Nachricht von außen."

„Ah ja, aber wie dies, Nachricht von außen?" fragte La Ramée.

„Oh! nichts leichter," antwortete der Herzog von Beaufort, „bei einer Ballpartie zum Beispiel."

„Beim Ballspiele!" rief La Ramée, der mit der größten Aufmerksamkeit dem Herzog zuzuhören anfing.

„Ja, hört. Ich schleudere einen Ball in den Graben; es ist ein Mensch da, der ihn aufhebt. Der Ball enthält einen Brief. Statt den Ball zurückzuwerfen, um den ich ihn gebeten habe, wirft er mir einen andern zurück. Dieser Ball enthält auch einen Brief. Auf diese Art tauschen wir unsere Gedanken aus, und Niemand hat etwas davon gesehen."

„Teufel! Teufel!" sagte La Ramée, sich hinter den Ohren kratzend, „Ihr thut wohl daran, es mir zu sagen. Ich werde die Ballaufheber überwachen."

Der Herzog lächelte.

„Aber im Ganzen," fuhr La Ramée fort, „ist dieses nur ein Mittel, zu correspondiren."

„Mir scheint, das ist schon viel."

„Doch noch nicht genug."

„Ich bitte um Vergebung. Zum Beispiel, ich schreibe meinen Freunden: findet Euch an dem und dem Tag, zu der und der Stunde mit zwei Reitpferden jenseits des Grabens ein."

„Nun, und hernach?" sagte La Ramée mit einer

gewissen Unruhe, „wenn diese Pferde nicht Flügel haben, um den Wall zu ersteigen und Euch abzuholen?"

„Ei, mein Gott," erwiederte der Prinz mit nachlässigem Tone, „es handelt sich nicht darum, daß die Pferde Flügel haben, um den Wall zu ersteigen, sondern, daß ich ein Mittel habe, um hinabzukommen."

„Welches?"

„Eine Strickleiter."

„Ja, wohl," versetzte La Ramée und suchte zu lachen; „aber eine Strickleiter schickt man nicht wie einen Brief in einem Balle."

„Nein, aber man schickt sie in etwas Anderem."

„In etwas Anderem! in was denn?"

„In einer Pastete zum Beispiel."

„In einer Pastete?"

„Ja; denkt Euch einmal, mein Haushofmeister Noirmont habe den Laden des Vater Marteau gekauft."

„Und dann?" fragte La Ramée schaudernd.

„La Ramée, ein Gourmand, erblickt seine Pasteten, findet, daß sie besser aussehen, als die seiner Vorgänger, und erbietet sich, mich davon kosten zu lassen. Ich nehme es an unter der Bedingung, daß La Ramée mit mir davon kostet. Zu größerer Bequemlichkeit entfernt La Ramée die Wachen und behält nur Grimaud, um uns zu bedienen. Grimaud ist der Mann, den mir einer von meinen Freunden gegeben hat, der treue Diener, mit dem ich mich verständige, bereit, mich in jeder Beziehung zu unterstützen. Als Augenblick meiner Flucht ist sieben Uhr bezeichnet. Einige Minuten vor sieben Uhr..."

„Einige Minuten vor sieben Uhr?" versetzte La Ramée, dem der Schweiß auf der Stirne zu perlen anfing.

„Einige Minuten vor sieben Uhr," antwortete der Herzog, die That mit dem Worte verbindend, „nehme ich den Deckel von der Pastete ab. Ich finde darin

zwei Dolche, eine Strickleiter und einen Knebel. Ich setze einen von den Dolchen La Ramée auf die Brust und sage zu ihm: „„Mein Freund, es thut mir unendlich leid, aber wenn Du nur eine Geberde wagst, wenn Du den geringsten Schrei ausstößt, bist Du verloren.““

Der Herzog hatte, wie gesagt, während er die letzten Worte aussprach, die That mit den Worten verbunden. Er stand bei La Ramée und hielt ihm die Spitze seines Dolches mit einem Ausdrucke auf die Brust, der demjenigen, an welchen er sich wandte, keinen Zweifel an seinem Entschluß übrig ließ.

Während dieser Zeit zog Grimaud, immer schweigend, aus der Pastete einen zweiten Dolch, die Strickleiter und die Maulbirne hervor.

La Ramée folgte jedem von diesen Gegenständen mit wachsendem Schrecken.

„Oh, Monseigneur!“ rief er und schaute den Herzog mit einem Erstaunen an, worüber dieser in jedem andern Augenblick in ein Gelächter ausgebrochen wäre, „Ihr seid nicht der Mann, mich zu tödten.“

„Nein, wenn Du Dich nicht meiner Flucht widersetzst.“

„Aber, Monseigneur, wenn ich Euch fliehen lasse, bin ich verloren.“

„Ich zahle Dir den Preis Deiner Stelle zurück.“

„Ihr seid fest entschlossen, den Thurm zu verlassen?“

„Bei Gott!“

„Alles, was ich Euch zu sagen vermag, ist nicht im Stande, eine Aenderung in Eurem Entschluß herbeizuführen?“

„Ich will noch diesen Abend frei sein.“

„Und wenn ich mich vertheidige, wenn ich rufe, wenn ich schreie?“

„So tödte ich Dich, so wahr ich ein Edelmann bin.“

In diesem Augenblick schlug die Uhr.

„Sieben Uhr!“ sagte Grimaud, der noch kein Wort gesprochen hatte.

„Sieben Uhr!“ rief der Herzog, „Du siehst, ich bin noch zurück.“

La Ramée machte eine Bewegung, gleichsam zur Befreiung seines Gewissens.

Der Herzog runzelte die Stirne und der Gefreite fühlte, daß die Klinge des Dolches, welche seine Kleider durchdrungen hatte, nun auch seine Brust durchdringen wollte.

„Gut, Monseigneur,“ sagte er, „das genügt, ich werde mich nicht rühren.“

„Beeilen wir uns,“ sprach der Herzog.

„Monseigneur, eine letzte Gnade.“

„Welche? Sprich geschwinde!“

„Bindet mich gut, Monseigneur.“

„Warum Dich binden?“

„Damit man mich nicht für Euren Schuldgenossen hält.“

„Die Hände,“ sagte Grimaud.

„Nicht von vorne, von hinten.“

„Aber wómit?“ sagte der Herzog.

„Mit Eurem Gürtel, Monseigneur,“ versetzte La Ramée.

Der Herzog machte seinen Gürtel los und gab ihn Grimaud, der La Ramée auf die gewünschte Weise die Hände band.

„Die Füße,“ sprach Grimaud.

La Ramée streckte seine Beine aus. Grimaud nahm eine Serviette, zerriß sie in Streifen und band La Ramée.

„Nun meinen Degen,“ sprach La Ramée, „bindet den Griff.“

Der Herzog riß eines von den Bändern seiner Beinkleider ab und erfüllte das Verlangen seines Wärters.

„Jetzt die Maulbirne," sprach der arme La Ramée; „ich verlange sie, denn man würde mir sonst den Prozeß machen, weil ich nicht geschrieen habe. Drückt sie hinein, Monseigneur, drückt sie hinein!"

Grimaud schickte sich an, den Wunsch des Gefreiten zu erfüllen, welcher durch eine Bewegung andeutete, er habe noch etwas zu sagen.

„Sprecht!" rief der Herzog.

„Monseigneur," antwortete La Ramée, „wenn mir Euretwegen ein Unglück widerfährt, so vergeßt nicht, daß ich eine Frau und vier Kinder habe."

„Sei ruhig. Stopfe zu, Grimaud!"

In einer Sekunde war La Ramée geknebelt und auf den Boden gelegt. Einige Stühle wurden umgeworfen, als hätte ein Kampf stattgefunden. Grimaud nahm aus den Taschen des Gefreiten alle Schlüssel, welche sie enthielten, öffnete zuerst die Thüre des Zimmers, verschloß sie dann wieder doppelt, als sie hinausgegangen waren, und Beide schlugen den Weg nach der Gallerie ein, welche in den kleinen Hofbezirk führte. Die drei Thüren wurden nach und nach mit einer Behendigkeit geöffnet und geschlossen, welche Grimaud zur Ehre gereichte. Endlich gelangte man auf den Ballspielplatz; er war völlig verlassen, keine Wachen, Niemand am Fenster.

Der Herzog lief nach dem Walle und erblickte jenseits des Grabens drei Reiter mit zwei Handpferden. Er wechselte ein Zeichen mit ihnen; sie waren wirklich seinetwegen da.

Während dieser Zeit band Grimaud die Strickleiter an.

„Vorwärts," sprach der Herzog.

„Ich zuerst, Monseigneur?" fragte Grimaud.

„Allerdings," antwortete der Herzog. „Wenn man mich erwischt, so wage ich nicht mehr, als das Gefängniß. Erwischt man Dich, so wirst Du gehenkt."

„Das ist richtig," sagte Grimaud und fing sogleich sein gefahrvolles Hinabsteigen an. Der Herzog folgte ihm mit den Augen mit einer unwillkürlichen Bangigkeit; er hatte bereits drei Viertheile der Mauer erreicht, als plötzlich der Strick zerriß... Grimaud stürzte in den Graben.

Der Herzog stieß einen Schrei aus; aber Grimaud ließ keinen Seufzer vernehmen, und dennoch mußte er schwer verwundet sein, denn er blieb auf der Stelle liegen, auf die er gefallen war.

Sogleich ließ einer von den Männern, welche jenseits warteten, sich in den Graben herabgleiten, band unter den Schultern von Grimaud das Ende eines Strickes an, und die zwei Andern, welche das entgegengesetzte Ende hielten, zogen Grimaud zu sich hinauf.

„Steigt herab, Monseigneur!" rief der Mensch, welcher im Graben war. „Die Entfernung beträgt nicht über fünfzehn Fuß, und der Rasen ist weich."

Der Herzog war bereits am Werke. Er hatte eine schwierigere Arbeit, denn durch den Bruch waren die Stützpunkte theilweise verloren gegangen; er konnte nur mit Hülfe seiner Faustgelenke herab kommen, und dieß von einer Höhe von mehr als fünfzig Fuß. Aber der Prinz war, wie gesagt, geschickt, kräftig und kaltblütig; in weniger als fünf Minuten befand er sich am Ende des Strickes. Er ließ den Anhalt los und fiel auf seine Füße, ohne sich zu beschädigen.

Sogleich stieg er die Böschung des Grabens hinan, auf dessen Höhe er Rochefort fand; die zwei andern Edelleute waren ihm unbekannt. Den ohnmächtigen Grimaud hatte man bereits auf ein Pferd gebunden.

„Meine Herren," sprach der Prinz, „ich werde Ihnen später danken, aber jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Vorwärts also, vorwärts, wer mich liebt, folge mir!"

Und er schwang sich auf ein Pferd, ritt im ge-

streckten Galopp von dannen, athmete mit voller Brust und rief mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Freude:

„Frei!... frei!... frei!...“

V.

D'Artagnan kommt gerade zu rechter Zeit.

D'Artagnan nahm in Blois die Summe in Empfang, welche Mazarin, bewogen durch sein Verlangen, ihn wieder bei sich zu sehen, demselben für seine zukünftigen Dienste zu geben sich entschlossen hatte.

Von Blois nach Paris waren es vier Tagereisen für einen gewöhnlichen Reiter. D'Artagnan langte um vier Uhr Nachmittags am dritten Tage vor der Barrière Saint-Denis an. In früheren Zeiten hätte er nur zwei gebraucht. Wir haben bereits gesehen, daß Athos drei Stunden nach ihm abgereist, aber vierundzwanzig Stunden vor ihm angekommen war.

Planchet hatte die Gewohnheit forcirter Ritte verloren. D'Artagnan machte ihm seine Weichlichkeit zum Vorwurf.

„Ei, Herr, vierzig Meilen in drei Tagen, ich finde, das ist sehr hübsch für einen Menschen, der mit gebrannten Mandeln handelt.“

„Bist Du wirklich Kaufmann geworden, Planchet, und gedenkst Du im Ernste, jetzt, da wir uns wiedergefunden haben, in Deinem Laden zu vegetiren?“

„Ach,“ versetzte Planchet, „Ihr allein seid für ein thätiges Leben geschaffen. Seht Herrn Athos an; wer sollte glauben, es sei der abenteuerliche Rittersmann,

als welchen wir ihn gekannt haben. Er lebt jetzt als wahrer Landedelmann, als wahrer Bauernbeherrscher. Gnädiger Herr, es gibt in der That nichts Wünschenswertheres, als ein ruhiges Dasein."

„Heuchler!" sprach d'Artagnan, „man sieht wohl, daß Du Dich Paris näherst und daß es in Paris für Dich einen Galgen und einen Strick gibt."

Als sie so weit in ihrem Gespräche gelangt waren, erreichten die zwei Reisenden die Barrière. Planchet drückte seinen Hut in das Gesicht, bedenkend, daß er durch Straßen ziehen sollte, wo er sehr bekannt war, und d'Artagnan strich seinen Bart in die Höhe, sich erinnernd, daß ihn Porthos in der Rue Tiquetonne erwarten müßte. Er dachte an die Mittel, ihn seine Herrenwürde in Bracieux und die homerischen Küchen in Pierrefonds vergessen zu machen.

Als er sich um die Ecke der Rue Montmartre wandte, erblickte er an einem von den Fenstern des Gasthauses zur Rehziege Porthos in ein herrliches, himmelblaues, überall mit Silber gesticktes Wamms, gehüllt und gähnend, daß er sich beinahe die Kinnbacken ausgerenkt hätte. Alle Vorübergehende betrachteten mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Bewunderung diesen so schönen und reichen Edelmann, den sein Reichthum und seine Größe so sehr zu langweilen schienen.

Kaum hatten d'Artagnan und Planchet um die Ecke gebogen, als Porthos sie erkannte.

„Ah, d'Artagnan!" rief er, „Gott sei gelobt! Ihr seid es."

„Ei, guten Tag, lieber Freund," antwortete d'Artagnan.

Eine kleine Schaar von Müßiggängern bildete sich bald um die Pferde, welche die Knechte des Hauses bereits am Zügel hielten, und um die Reiter, die sich noch einen Augenblick mit einander besprachen, aber ein Stirnefalten von d'Artagnan und einige schlimme Geberden von Planchet, welche von den Umstehenden wohl begriffen

wurden, zerstreuten den Haufen, der um so dichter zu werden anfing, als er noch nicht wußte, warum man versammelt war.

Porthos stand bereits auf der Schwelle des Gasthauses.

„Ah, mein lieber Freund," sagte er, „wie schlecht sind meine Pferde hier!"

„In der That!" versetzte d'Artagnan, „es thut mir unendlich leid für diese schönen Thiere."

„Und ich auch," sprach Porthos, „ich war auch schlecht hier, und wäre nicht die Wirthin," fuhr er, sich mit seiner selbstzufriedenen Miene auf den Beinen wiegend, fort, „welche ziemlich zuvorkommend ist und einen Spaß versteht, so würde ich anderswo ein Lager gesucht haben."

Die schöne Madeleine, die sich während dieses Gespräches genähert hatte, machte einen Schritt rückwärts und wurde bleich wie der Tod, als sie die Worte von Porthos hörte. Sie glaubte, die Scene mit dem Schweizer würde sich wiederholen, aber zu ihrem großen Erstaunen veränderte d'Artagnan keine Miene und sagte, statt sich zu ärgern, lachend zu Porthos:

„Ja, ich begreife, lieber Freund, die Luft der Rue Tiquetonne ist nicht so viel werth, als die im Thale von Pierrefonds. Aber beruhigt Euch, Ihr sollt eine bessere bekommen."

„Wann dies?"

„Meiner Treue, bald, hoffe ich."

„Ah, desto besser!"

Auf diesen Ausruf erfolgte ein tiefer, langer Seufzer, welcher aus der Ecke einer Thüre hervorkam. D'Artagnan, der abgestiegen war, erblickte jetzt als Relief auf der Mauer den ungeheuren Bauch von Mousqueton, dessen trübseligem Munde dumpfe Klagen entstiegen.

„Und Ihr auch, mein armer Herr Mouston, Ihr seid auch nicht an Eurem Platze in dieser gebrechlichen

Herberge?“ sagte d'Artagnan mit dem spöttischen Tone, der eben so wohl Mitleid als Hohn sein konnte.

„Er findet die Küche abscheulich,“ antwortete Porthos.

„Nun,“ versetzte d'Artagnan, „warum macht er es nicht, wie in Chantilly?“

Ah! gnädiger Herr, ich hatte hier nicht mehr, wie da unten, die Teiche des Herrn Prinzen, um die schönen Karpfen darin zu fischen, und die Waldungen Seiner Hoheit, um die fetten Rebhühner darin am Kragen zu fassen. Den Keller habe ich auch sehr genau untersucht und in der That, es ist sehr wenig darin.“

„Herr Mouston,“ sprach d'Artagnan, „ich würde Euch wirklich beklagen, wenn ich für den Augenblick nicht etwas viel Dringenderes zu thun hätte.“

Dann Porthos bei Seite nehmend, fuhr er fort:

„Mein lieber Du Vallon, Ihr seid ganz angekleidet, und das trifft sich glücklich, denn ich führe Euch auf der Stelle zum Cardinal.“

„Bah! wirklich?“ fragte Porthos, die Augen weit aufreißend.

„Ja, mein Freund.“

„Eine Vorstellung?“

„Erschreckt Euch das?“

„Nein, aber es bringt mich in Verwirrung.“

„Oh! seid unbesorgt, Ihr habt es nicht mehr mit dem früheren Cardinal zu thun, und dieser wird Euch nicht durch seine Majestät niederschmettern.“

„Gleichviel, Ihr begreift, d'Artagnan, der Hof!“

„Ei, mein Freund, es gibt keinen Hof mehr.“

„Die Königin!“

„Ich wollte sagen, es gibt keine Königin mehr. Die Königin? Beruhigt Euch, wir werden sie nicht sehen.“

„Und Ihr sagt, wir gehen auf der Stelle in das Palais Royal.“

„Auf der Stelle. Nur werde ich, um nicht zögern zu müssen, eines von Euern Pferden entlehnen.“

„Nach Belieben, sie stehen Euch alle Vier zu Dienst.“

„Ah, ich bedarf in diesem Augenblick nur eines.“

„Nehmen wir unsere Bedienten nicht mit?“

„Ja, nehmt Mousqueton, das wird nicht übel sein. Planchet hat seine Gründe, nicht an den Hof zu gehen.“

„Und warum dies?“

„Er steht schlecht mit seiner Eminenz.“

„Mouston,“ sprach Porthos, „sattelt Vulcan und Bayard!“

„Und ich, gnädiger Herr, soll ich Rustaud nehmen?“

„Nein, nehmt ein Luxuspferd, Phöbus oder Superbe. Wir reiten in Ceremonie.“

„Ah,“ sprach Mousqueton aufathmend, „es handelt sich also nur um einen Besuch.“

„Ei, mein Gott, ja, Mouston, um nichts Anderes. Nur steckt für jeden möglichen Fall Pistolen in die Holfter; Ihr findet die meinigen geladen an meinem Sattel.“

Mouston stieß einen Seufzer aus. Er verstand nichts von den Ceremonienbesuchen, die man bis an die Zähne bewaffnet macht.

„Ihr habt im Ganzen Recht,“ sprach Porthos, der mit Wohlgefallen seinem alten Diener nachschaute; „Ihr habt Recht, d'Artagnan, Mouston genügt, Mouston hat ein hübsches Aussehen.“

D'Artagnan lächelte.

„Und Ihr?“ sagte Porthos, „kleidet Ihr Euch nicht um?“

„Nein, ich bleibe, wie ich bin.“

„Aber Ihr seid mit Schweiß und Staub überzogen und Eure Stiefeln sind ganz schmutzig.“

„Dieses Reisenegligé wird zum Beweise für den Eifer dienen, mit dem ich dem Befehle des Cardinals Folge leistete.“

In diesem Augenblick kam Mousqueton mit den drei Pferden zurück. D'Artagnan schwang sich in den Sattel, als ob er seit drei Tagen ausgeruht hätte.

„Oh," sagte er zu Planchet, „meinen langen Degen!"

„Ich?" versetzte Porthos, auf einen kleinen Paradedegen mit einem vergoldeten Stichblatte deutend, „ich habe meinen Hofdegen."

„Nehmt Euern Raufdegen, mein Freund."

„Und warum?"

„Ich weiß es nicht, aber nehmt ihn immerhin, glaubt mir."

„Meinen Raufdegen, Mouston," sprach Porthos.

„Aber das ist ja ein ganzer Kriegsaufzug, gnädiger Herr," erwiederte dieser. „Ziehen wir denn in das Feld? Dann sagt es mir sogleich, und ich werde meine Vorsichtsmaßregeln dem gemäß nehmen."

„Bei uns, Mouston," erwiederte d'Artagnan, „sind die Vorsichtsmaßregeln immer sehr anzuempfehlen; denn wir haben nicht die Gewohnheit, unsere Nächte auf Bällen und mit Serenaden hinzubringen.

„Ach! das ist wahr," sprach Mousqueton, sich von den Zehen bis zum Scheitel bewaffnend, „aber ich hatte es vergessen."

Sie entfernten sich im raschen Zuge und gelangten gegen ein Viertel auf acht Uhr nach dem Palais-Cardinal. Es trieb sich eine Menge von Menschen in den Straßen umher, denn es war gerade das Pfingstfest. Und diese Menge sah mit Erstaunen die zwei Cavaliere vorüberziehen, von denen der eine so frisch war, daß er aus einer Schachtel gekommen schien, und der andere so bestaubt, daß man hätte glauben sollen, er kehre unmittelbar von dem Schlachtfelde zurück. Mousqueton zog ebenfalls die Blicke der Müßiggänger auf sich, und da der Roman Don Quixote damals sehr viel gelesen wurde, so sagten Einige, es wäre Sancho Pansa,

der, nachdem er einen Herrn verloren, zwei gefunden hätte.

Als sie in das Vorzimmer gelangten, fand sich d'Artagnan wieder im bekannten Lande. Musketiere von seiner Compagnie hielten gerade Wache. Er ließ den Huissier rufen und zeigte ihm den Brief des Cardinals, der ihm einschärfte, ohne eine Sekunde zu verlieren, zurückzukehren. Der Huissier verbeugte sich und trat bei Seiner Eminenz ein.

D'Artagnan wandte sich gegen Porthos um und glaubte ein leichtes Zittern an ihm wahrzunehmen. Er lächelte, näherte sich seinem Ohre und sagte zu ihm:

„Guten Muth, mein braver Freund, laßt Euch nicht einschüchtern; glaubt mir, das Auge des Adlers ist geschlossen und wir haben es nur mit einem einfachen Reiher zu thun. Haltet Euch aufrecht, wie an dem Tage der Bastei Saint Gervais, und verbeugt Euch nicht zu tief vor diesem Italiener; das würde ihm einen armseligen Begriff von Euch geben."

„Gut, gut," antwortete Porthos.

Der Huissier erschien wieder und sagte:

„Tretet ein, mein Herr, Seine Eminenz erwartet Euch."

Mazarin saß wirklich in seinem Cabinet und arbeitete daran, so viel als immer möglich, Namen von einer Pensionen- und Unterstützungsliste zu streichen. Er sah aus einem Winkel seines Auges d'Artagnan und Porthos eintreten, und obgleich sein Blick bei der Meldung des Huissier gefunkelt hatte, so schien er doch nicht im Geringsten bewegt.

„Ah, Ihr seid es, mein Herr Lieutenant?" sagte er. „Ihr habt Euch beeilt; gut, seid willkommen."

„Ich danke, Monseigneur. Ich bin hier auf Befehl Eurer Eminenz, und eben so Herr Du Vallon, derjenige von meinen ehemaligen Freunden, welcher seinen Adel unter dem Namen Porthos verbarg."

Porthos verbeugte sich vor dem Cardinal.

„Ein herrlicher Cavalier," sprach Mazarin.

Porthos drehte den Kopf rechts und links und machte Schulterbewegungen voll Würde.

„Der beste Degen des Königreichs, Monseigneur," sprach d'Artagnan. „Dieß wissen viele Leute, welche es nicht sagen und nicht sagen können."

Porthos verbeugte sich vor d'Artagnan.

Mazarin liebte die schönen Soldaten beinahe eben so sehr, als sie später der König Friedrich von Preußen liebte. Er bewunderte die nervigen Hände, die breiten Schultern und das feste Auge von Porthos. Es kam ihm vor, als hätte er das Heil seines Ministeriums und des Königreichs aus Fleisch und Knochen geschnitten vor sich. Das erinnerte ihn an die alte Verbindung der Musketiere, welche aus vier Personen bestanden hatte.

„Und Eure zwei anderen Freunde?" sagte Mazarin.

Porthos öffnete den Mund, denn er glaubte, es wäre für ihn jetzt Zeit, auch ein Wort anzubringen. D'Artagnan machte ihm aus dem Augenwinkel ein Zeichen.

„Unsere anderen Freunde sind in diesem Augenblicke verhindert; sie werden später mit uns zusammentreffen."

Mazarin hustete leicht.

„Und dieser Herr ist wohl freier, als sie, und tritt gerne wieder in den Dienst?" fragte Mazarin.

„Ja, Monseigneur, und zwar aus reiner Ergebenheit, denn Herr de Bracieux ist reich."

„Reich?" sagte Mazarin, dem dieses einzige Wort stets große Achtung einflößte.

„Fünfzigtausend Livres Renten," sagte Porthos.

Dieß war das erste Wort, welches er ausgesprochen hatte.

„Aus reiner Ergebenheit," versetzte Mazarin mit seinem feinen Lächeln, „aus reiner Ergebenheit?"

„Monseigneur glaubt vielleicht nicht viel an dieses Wort?“ fragte d'Artagnan.

„Und Ihr, Herr Gascogner?“ sagte Mazarin, seine zwei Ellenbogen auf seinen Schreibtisch und sein Kinn auf seine zwei Hände stützend.

„Ich,“ erwiederte d'Artagnan, „glaube an die Ergebenheit, wie an einen Taufnamen z. B., auf den natürlich ein irdischer Name folgen muß. Man hat allerdings eine mehr oder minder ergebene Natur; aber am Ende jeder Ergebenheit muß immer irgend Etwas sein.

„Und Euer Freund z. B., was würde er am Ende seiner Ergebenheit wünschen?“

„Monseigneur, mein Freund hat drei herrliche Güter: das Gut Du Vallon bei Corbeille, Bracieux bei Soissons und Pierrefonds in Valois. Er wünschte nun, Monseigneur, daß eines von diesen drei Gütern zu einer Baronie erhoben würde.“

„Nicht mehr, als dieses?“ sagte Mazarin, dessen Augen vor Freude glänzten, als er sah, daß er die Ergebenheit von Porthos belohnen konnte, ohne die Börse zu öffnen. „Nur dieses? die Sache wird sich machen lassen.“

„Ich werde Baron!“ rief Porthos und that einen Schritt vorwärts.

„Ich habe es Euch gesagt,“ versetzte d'Artagnan, indem er ihn bei der Hand zurückhielt, „und Monseigneur wiederholt es Euch.“

„Und Ihr, Herr d'Artagnan, was wünscht Ihr?“

„Monseigneur,“ sprach d'Artagnan, „im nächsten Monat September sind es zwanzig Jahre, daß mich der Herr Kardinal von Richelieu zum Lieutenant bei den Musketieren gemacht hat.“

„Und Ihr wollt, daß Euch der Cardinal Mazarin zum Kapitän mache?“

D'Artagnan verbeugte sich.

„Nun wohl, Alles dieß ist nicht unmöglich. Man

wird sehen, meine Herren, man wird sehen. Sagt nun, Herr Du Vallon," sprach Mazarin, „welchen Dienst zieht Ihr vor? den in der Stadt? den im Felde?"

Porthos öffnete den Mund, um zu antworten.

„Monseigneur," sagte d'Artagnan. „Herr Du Vallon ist, wie ich, er liebt den außerordentlichen Dienst, d. h. die Unternehmungen, welche man für toll und unmöglich erachtet."

Diese Gasconnade mißfiel Mazarin nicht.

„Doch ich gestehe, daß ich Euch habe kommen lassen, um Euch einen sitzenden Posten zu geben. Ich hege eine gewisse Unruhe. Nun, was ist das?" sprach Mazarin.

Man vernahm in der That einen gewaltigen Lärmen im Vorzimmer, und beinahe zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre des Cabinets und ein mit Staub bedeckter Mann stürzte herein und schrie:

„Herr Cardinal! Wo ist der Herr Cardinal?"

Mazarin glaubte, man wollte ihn ermorden, und wich, seinen Stuhl vor sich schiebend, zurück. D'Artagnan und Porthos machten eine Bewegung, welche sie zwischen den Eindringling und den Cardinal stellte.

„Ei, mein Herr," sagte der Cardinal, „was gibt es denn, daß Ihr hier eintretet, wie in die Hallen?"

„Monseigneur," erwiederte der Offizier, an welchen dieser Vorwurf gerichtet war, „ich wünschte Euch sogleich und insgeheim zu sprechen. Ich bin Herr de Poins, Offizier bei den Wachen im Dienste des Gefängnisses von Vincennes."

Der Offizier war so bleich, so entstellt, daß Mazarin, überzeugt, er wäre der Ueberbringer einer wichtigen Nachricht, d'Artagnan und Porthos durch ein Zeichen bedeutete, sie sollten dem Boten Platz machen.

D'Artagnan und Porthos zogen sich in einen Winkel des Cabinets zurück.

„Sprecht, mein Herr, sprecht geschwinde," sagte Mazarin, „was gibt es?"

„Monseigneur," antwortete der Bote, „Herr von Beaufort ist so eben aus dem Schlosse Vincennes entwichen."

Mazarin stieß einen Schrei aus und wurde noch bleicher, als derjenige, welcher ihm diese Nachricht überbrachte. Er fiel beinahe vernichtet in seinen Lehnstuhl zurück.

„Entwichen!" sagte er, „Herr von Beaufort entwichen?"

„Monseigneur, ich habe ihn von der Terrasse herab entfliehen sehen."

„Und Ihr habt nicht auf ihn schießen lassen?"

„Er war außerhalb der Schußweite."

„Aber was that Herr von Chavigny?"

„Er war abwesend."

„Und La Ramée?"

„Man fand ihn gebunden in dem Zimmer des Gefangenen, einen Knebel in seinem Munde und einen Dolch neben ihm."

„Aber der Mensch, den er sich beigegeben hatte?"

„Er war ein Genosse des Herzogs und entsprang mit ihm."

Mazarin stieß einen Seufzer aus.

„Monseigneur," sagte d'Artagnan und machte einen Schritt gegen den Cardinal.

„Was?" fragte Mazarin.

„Es scheint mir, Eure Eminenz verliert eine kostbare Zeit."

„Wie so?"

„Wenn Eure Eminenz Befehl ertheilte, dem Gefangenen nachzusetzen, so könnte man ihn vielleicht noch einholen. Frankreich ist groß und die nächste Gränze sechzig Meilen entfernt."

„Und wer wird ihm nachsetzen?" rief Mazarin.

„Ich, bei Gott!"

„Und Ihr würdet ihn festnehmen?"

„Warum nicht?"

„Ihr würdet den Herzog im Felde bewaffnet festnehmen?"

„Wenn Monseigneur mir Befehl ertheilte, den Teufel zu verhaften, so faßte ich ihn bei den Hörnern und führte ihn hierher."

„Ich auch," sprach Porthos.

„Ihr auch!" versetzte Mazarin und schaute die zwei Männer voll Erstaunen an. „Aber der Herzog wird sich nicht ohne einen blutigen Kampf ergeben?"

„Es sei!" rief d'Artagnan, dessen Augen sich entflammten. „Zur Schlacht! Wir haben uns seit langer Zeit nicht mehr geschlagen; nicht wahr, Porthos?"

„Zum Kampfe!" sprach Porthos.

„Und Ihr glaubt ihn wieder einzuholen?"

„Ja, wenn wir besser beritten sind, als er."

„Dann nehmt, was Ihr von Wachen hier findet, und eilt ihm nach."

„Ihr befehlt es, Monseigneur?"

„Ich unterzeichne," sprach Mazarin, nahm ein Papier und schrieb einige Zeilen.

„Fügt bei, Monseigneur, daß wir alle Pferde nehmen können, die wir auf dem Wege treffen."

„Ja, ja," sagte Mazarin, „Dienst des Königs. Nehmt und eilt!"

„Gut, Monseigneur."

„Herr Du Vallon," fügte Mazarin bei, „Eure Baronie sitzt hinter dem Herzog von Beaufort auf dem Rosse; Ihr braucht ihn nur zu fassen. Was Euch betrifft, mein lieber d'Artagnan, Euch verspreche ich nichts, aber, wenn Ihr ihn zurückbringt, todt oder lebendig, so mögt Ihr fordern, was Ihr haben wollt."

„Zu Pferde, Porthos!" rief d'Artagnan und faßte seinen Freund bei der Hand.

„Hier," antwortete Porthos mit seiner erhabenen [illegible]blütigkeit.

Und sie stiegen die große Treppe hinab, nahmen die Wachen mit, welche sie auf ihrem Wege fanden, und riefen: „zu Pferde! zu Pferde!"

Etwa zehn Mann fanden sich versammelt.

D'Artagnan und Porthos schwangen sich, der eine auf Vulcan, der andere auf Bayard, Mosqueton setzte sich auf Phöbus.

„Folgt mir," rief d'Artagnan.

„Marsch," sprach Porthos.

Und sie stießen die Sporen in die Flanken ihrer edlen Renner, und diese flogen wie der Sturmwind durch die Rue Saint-Honoré.

„Nun, Herr Baron, ich hatte Euch Leibesübung versprochen, Ihr seht, daß ich Wort halte."

„Ja, mein Kapitän," antwortete Porthos.

Sie wandten sich um; Mosqueton hielt sich, mehr schwitzend als sein Pferd, in schuldiger Entfernung. Hinter Mosqueton galoppirten die zehn Garden.

Die erstaunten Bürger traten auf ihre Thürschwellen nnd die zornig werdenden Hunde folgten bellend den Reitern.

An der Ecke des Saint-Jean Kirchhofes warf d'Artagnan einen Mann nieder, aber es war dies ein zu geringfügiges Ereigniß, um Leute, welche so große Eile hatten, aufzuhalten. Die galoppirende Truppe setzte ihren Weg fort, als hätten ihre Pferde Flügel.

Ach! es gibt keine kleine Ereignisse in der Welt, und wir werden sehen, daß durch dieses beinahe die Monarchie verloren gegangen wäre.

VI.

Die lange Straße.

Sie ritten in gleicher Eile durch den ganzen Faubourg Saint-Antoine und den Weg nach Vincennes entlang. Bald befanden sie sich außerhalb der Stadt, bald in dem Walde, bald im Angesichte des Dorfes.

Die Pferde schienen sich bei jedem Schritte immer mehr und mehr zu beleben und ihre Nüstern fingen an roth zu werden, wie glühende Oefen. D'Artagnan, die Sporen im Bauche seines Pferdes, war höchstens zwei Fuß vor Porthos voraus. Mousqueton folgte auf zwei Pferdelängen, die Garden ritten in einer Entfernung je nach dem Werthe ihrer Thiere.

Von einer Anhöhe herab erblickte d'Artagnan eine Gruppe von Personen, welche auf der andern Seite des Grabens standen, vor demjenigen Theile des Thurmes, der eine Aussicht nach Saint-Maur bot. Er begriff, daß der Gefangene in dieser Richtung entflohen war und daß er hier Auskunft erhalten würde. In fünf Minuten gelangte er zu diesem Punkte, wo ihn nach und nach die Garden wieder einholten.

Alle Menschen, welche die Gruppe bildeten, waren sehr beschäftigt. Sie betrachteten den nahe an der Schießscharte hängenden und zwanzig Fuß vom Boden abgebrochenen Strick; sie maßen mit ihren Augen die Höhe und tauschten allerlei Vermuthungen aus. Oben auf dem Walle gingen Wachen mit bestürzter Miene auf und ab.

Ein Posten von Soldaten, von einem Sergenten befehligt, entfernte die Bürger von der Stelle, wo der Herzog zu Pferde gestiegen war.

D'Artagnan ritt gerade auf den Sergenten zu.

„Mein Offizier," sprach der Sergent, „man darf sich nicht hier aufhalten."

„Dieser Befehl ist nicht für mich," erwiederte d'Artagnan. „Hat man die Flüchtlinge verfolgt?"

„Ja, mein Offizier; aber leider sind sie gut beritten."

„Wie viele sind es?"

„Vier Gesunde und ein Fünfter, den sie verwundet mitgenommen haben."

„Vier!" sprach d'Artagnan, und schaute dabei Porthos an. „Hört Ihr, Baron? es sind ihrer nur vier."

Ein freudiges Lächeln erleuchtete das Antlitz von Porthos.

„Und wie viel haben sie Vorsprung?"

„Zwei und eine Viertelstunde, mein Offizier."

„Zwei und eine Viertelstunde? das ist nichts. Wir sind gut beritten; nicht wahr, Porthos?"

Porthos stieß einen Seufzer aus; er dachte an das, was seiner armen Pferde harrte.

„Sehr gut," sagte d'Artagnan; „und nun sprecht, in welcher Richtung sind sie weggeritten?"

„Was das betrifft, mein Offizier, so hat man verboten, es zu sagen."

D'Artagnan zog aus seiner Tasche ein Papier und erwiederte:

„Befehl des Königs!"

„Dann sprecht mit dem Gouverneur."

„Und wo ist der Gouverneur?"

„Im Felde."

Der Zorn stieg d'Artagnan in's Gesicht, seine Stirne faltete sich; seine Schläfe wurden blutroth.

„Ah, Elender!" sagte er zu dem Sergenten.

Er öffnete das Papier, bot es mit einer Hand dem Sergenten und nahm mit der andern aus seinen Holftern eine Pistole, die er spannte.

„Befehl des Königs, sage ich Dir. Lies und ant-

worte: oder ich zerschmettere Dir die Hirnschale. Welchen Weg haben sie eingeschlagen?"

Der Sergent sah, daß d'Artagnan ernsthaft sprach.

„Straße nach Vendome," antwortete er.

„Und durch welches Thor sind sie entflohen?"

„Durch das Thor von Saint-Maur."

„Wenn Du mich täuschest, Elender," sprach d'Artagnan, „so wirst Du morgen gehenkt."

„Und wenn Ihr sie einholt, so kommt Ihr nicht wieder, um mich hängen zu lassen."

D'Artagnan zuckte die Achseln, machte seiner Escorte ein Zeichen und ritt weiter.

„Hier durch, meine Herren, hier durch," rief er, und wandte sich nach dem Thore des bezeichneten Parkes.

Aber nun, da der Herzog entkommen war, hatte es der Concierge für geeignet erachtet, das Thor doppelt zu verschließen. Man mußte ihn zwingen, es zu öffnen, wie man den Sergenten gezwungen hatte, und dadurch gingen wieder zehn Minuten verloren.

Als das letzte Hinderniß überwunden war, setzte die Truppe ihren Lauf mit derselben Geschwindigkeit fort.

Doch nicht alle Pferde bewährten denselben Eifer; einige konnten den ungemessenen Lauf nicht lange aushalten. Drei hielten nach einem Marsch von einer Stunde inne; eines fiel.

D'Artagnan, der den Kopf nicht umwandte, bemerkte es nicht einmal.

Porthos sagte es ihm mit seiner ruhigen Miene.

„Wenn wir nur zu zwei ankommen," erwiederte d'Artagnan, „mehr braucht es nicht, da sie nur zu vier sind."

„Das ist wahr," sprach Porthos.

Und er stieß seinem Pferde die Sporen wieder in den Bauch.

Nach zwei Stunden hatten die Pferde zwölf Meilen, ohne anzuhalten, gemacht. Ihre Beine fingen an zu zittern und der Schaum, den sie ausschnaubten, be-

fleckte die Wämmser der Reiter, während der Schweiß durch ihre Hosen drang.

„Ruhen wir einen Augenblick, um diese unglücklichen Thiere Athem holen zu lassen,“ sagte Porthos.

„Tödten wir sie im Gegentheil,“ rief d'Artagnan, „und erreichen wir das Ziel. Ich sehe frische Spuren; es ist nicht mehr, als eine Viertelstunde, daß sie hier vorübergekommen sind.“

Die Oberfläche der Straße war wirklich von Pferdetritten verarbeitet. Man sah die Spuren bei den letzten Strahlen des Tages.

Sie setzten sich wieder in Marsch; aber nach zwei Meilen stürzte das Pferd von Mousqueton.

„Gut!“ sprach Porthos, „Phöbus ist verloren.“

„Der Cardinal wird ihn mit tausend Pistolen bezahlen.“

„Oh,“ rief Porthos, „darüber bin ich weg.“

„Reiten wir wieder und im Galopp.“

„Ja, wenn wir können.“

Das Pferd von d'Artagnan weigerte sich wirklich, weiter zu gehen: es athmete nicht mehr. Ein letzter Spornstreich machte, daß es fiel, statt vorzurücken.

„Ah, Teufel,“ sagte Porthos, „Vulcan ist verschlagen.“

„Mord und Teufel!“ schrie d'Artagnan, und faßte sich mit der vollen Faust bei den Haaren. „Man soll also hier stille halten! Gebt mir Euer Pferd, Porthos. Doch was Teufels macht Ihr?“

„Ei, bei Gott! ich falle,“ erwiederte Porthos, „oder Bayard bricht vielmehr zusammen.“

D'Artagnan wollte ihn wieder aufsteh[illegible] machen, während sich Porthos, so gut er konnte, a[illegible]s den Steigbügeln zog; aber er bemerkte, daß ih[illegible] das Blut aus den Nüstern schoß.

„Drei sind hin!“ sagte er. „[illegible]Nun ist Alles vorbei!“

In diesem Augenblick lie[illegible]ß sich ein Wiehern vernehmen.

„Stille!" sprach d'Artagnan.

„Was gibt es?"

„Ich höre ein Pferd."

„Es ist das von einem unserer Kameraden die uns einzuholen suchen."

„Nein," versetzte d'Artagnan, „es ist voraus."

„Dann ist es etwas Anderes," sprach Porthos, und er horchte ebenfalls, das Ohr in der von d'Artagnan angegebenen Richtung vorstreckend.

„Gnädiger Herr," sagte Mousqueton, der, nachdem er sein Pferd auf der Straße zurückgelassen hatte, seinen Herrn zu Fuß einholte, „gnädiger Herr, Phöbus konnte nicht wieder stehen, und..."

„Stille doch!" versetzte Porthos.

In diesem Augenblick drang wirklich ein zweites Gewieher, von dem Nachtwinde herbeigetragen, zu der kleinen Gruppe.

„Das ist fünfhundert Schritte von hier! Vorwärts!" rief d'Artagnan.

„In der That, gnädiger Herr," sagte Mousqueton, „fünfhundert Schritte von uns liegt ein kleines Jägerhaus."

„Mousqueton, Deine Pistolen!"

„Ich habe sie in der Hand."

„Porthos, nehmt die Eurigen aus Euern Holstern."

„Ich habe sie."

„Gut," sprach d'Artagnan, indem er ebenfalls nach den seinigen griff.

„Ihr versteht nun, Porthos?"

„Nicht ganz."

„Wir reisen im Dienste des Königs."

„Nun?"

„Für den Dienst des Königs verlangen wir diese Pferde."

„So ist es," sprach Porthos.

„Dann kein Wort mehr und zum Werke."

Alle drei rückten in der Nacht schweigsam wie Gespenster vor. An einer Wendung der Straße sahen sie ein Licht mitten unter Bäumen glänzen.

„Hier ist das Haus," sprach d'Artagnan ganz leise; „laßt mich gewähren, Porthos, und macht es, wie ich es machen werde."

Sie schlichen von Baum zu Baum und gelangten, ohne gesehen zu werden, bis auf zwanzig Schritte zu dem Hause. In dieser Entfernung erblickten sie durch eine unter einem Schoppen aufgehängte Laterne vier Pferde von schönem Aussehen. Ein Knecht striegelte sie. Neben ihm lagen ihre Sättel und Zäume.

D'Artagnan näherte sich rasch und machte dabei seinen zwei Gefährten ein Zeichen, sich einige Schritte hinter ihm zu halten.

„Ich kaufe diese Pferde," sagte er zu dem Knechte.

Dieser wandte sich erstaunt um, jedoch ohne etwas zu sprechen.

„Hast Du nicht gehört, Bursche?" versetzte d'Artagnan.

„Allerdings," erwiederte er.

„Warum antwortest Du nicht?"

„Weil diese Pferde nicht zu verkaufen sind."

„Dann nehme ich sie."

Und er legte die Hand an dasjenige, welches in seinem Bereiche war. Seine Gefährten erschienen in diesem Augenblick und thaten dasselbe.

„Aber, meine Herren," rief der Lackei, „sie haben eine Strecke von sechs Meilen zurückgelegt und sind kaum eine halbe Stunde abgesattelt."

„Eine halbe Stunde Ruhe genügt," versetzte d'Artagnan, „und sie sind dann nur um so besser im Athem."

Der Knecht rief um Hülfe.

Eine Art von Verwalter kam gerade in dem Augenblick heraus, wo d'Artagnan und seine Genossen den Pferden die Sättel auf den Rücken legten.

Der Verwalter wollte Lärm machen.

„Mein lieber Freund," sagte d'Artagnan, „wenn Ihr ein Wort sprecht, zerschmettere ich Euch die Hirnschale."

Und er zeigte ihm den Lauf einer Pistole, die er sogleich wieder unter seinen Arm steckte, um sein Geschäft fortzusetzen.

„Aber, mein Herr," sagte der Verwalter, „wisset Ihr, daß diese Pferde dem Herrn von Montbazon gehören?"

„Desto besser," erwiederte d'Artagnan, „es müssen gute Thiere sein!"

„Herr," sprach der Verwalter, während er Schritt für Schritt zurückwich und die Thüre zu erreichen suchte, „ich sage Euch, daß ich meine Leute rufe."

„Und ich die meinigen," antwortete d'Artagnan, „ich bin Lieutenant bei den Musketieren des Königs, habe zehn Wachen, die mir folgen, und Ihr... halt... hört Ihr sie galoppiren? Wir wollen doch sehen!"

Man hörte nichts, aber der Verwalter fürchtete sich, etwas zu hören.

„Seid Ihr fertig, Porthos?" fragte d'Artagnan.

„Ich bin fertig."

„Und Ihr, Mouston?'

„Ich auch."

„Dann zu Pferde, und vorwärts!"

Alle drei schwangen sich auf ihre Rosse.

„Herbei!" rief der Verwalter. „Herbei, Bedienten, und die Carabiner heraus!"

„Vorwärts!" sprach d'Artagnan; „es könnte hier Musketenfeuer geben."

Und alle Drei ritten wie der Wind davon.

„Zu Hülfe!" brüllte der Verwalter, während der Knecht nach dem benachbarten Hause lief.

„Hütet Euch, Eure Pferde zu tödten!" rief d'Artagnan und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Feuer!" antwortete der Verwalter.

Ein Schimmer, dem eines Blitzes ähnlich, beleuch-

tete den Weg und zu gleicher Zeit mit dem Knalle hörten die drei Reiter die Kugeln pfeifen, welche sich in der Luft verloren.

„Sie schießen wie Bedientenvolk," sagte Porthos; „zur Zeit des Cardinal von Richelieu schoß man besser. Erinnert Ihr Euch der Straße nach Crevecoeur, Mousqueton?"

„Ja, gnädiger Herr, der rechte Hinterbacke thut mir noch weh."

„Wißt Ihr gewiß, daß wir auf der Spur sind, d'Artagnan?" fragte Porthos.

„Bei Gott! habt Ihr denn nicht gehört?"

„Was?"

„Daß diese Pferde Herrn von Montbazon gehören?"

„Nun?"

„Nun! Herr von Montbazon ist der Gatte von Frau von Montbazon."

„Weiter?"

„Und Frau von Montbazon ist die Geliebte von Herrn von Beaufort."

„Ah, ich begreife," sagte Porthos, „sie hatte Relais gelegt."

„Richtig!"

„Und wir eilen dem Herzog mit den Pferden nach, die er zurückgelassen hat."

„Mein lieber Porthos, Ihr besitzt wirklich einen erhabenen Verstand," sprach d'Artagnan mit seiner halb süßen, halb sauren Miene.

„Bah!" sagte Porthos, „wie ich bin, so bin ich."

So ritt man eine Stunde, die Pferde waren weiß vom Schaum und das Blut floß ihnen vom Bauch.

„He! was habe ich da unten gesehen?" sagte d'Artagnan.

„Ihr seid sehr glücklich, wenn Ihr in einer solchen Nacht etwas seht!" versetzte Porthos.

„Funken!"

„Ich habe sie auch gesehen," sprach Mousqueton.

„Ah, ah! sollten wir sie eingeholt haben?“

„Gut, ein todtes Pferd,“ sagte d'Artagnan, indem er sein Roß von einer Wendung zurücklenkte, die es gemacht hatte. „Es scheint, sie sind auch mit ihrem Athem zu Ende.“

„Es kommt mir vor, als hörte ich das Geräusch einer Truppe von Reitern,“ sprach Porthos, auf die Mähne seines Pferdes vorgebeugt.

„Unmöglich; sie sind zahlreich.“

„Dann ist es etwas Anderes.“

„Noch ein Pferd,“ sagte Porthos.

„Todt?“

„Nein, verendend.“

„Gesattelt oder abgesattelt.“

„Gesattelt.“

„Dann sind sie es!“

„Muth! wir haben sie!“

„Aber sie sind zahlreich,“ sprach Mousqueton. „Wir sind es nicht, die sie haben, sondern sie sind es, die uns haben.“

„Bah!“ versetzte d'Artagnan, „sie werden uns für stärker halten, da wir sie verfolgen; dann wird sie die Furcht erfassen und wir werden sie zerstreuen.“

„Das ist sicher,“ sagte Porthos.

„Ah, seht Ihr!“ rief d'Artagnan.

„Ja, abermals Funken. Dießmal habe ich sie auch wahrgenommen,“ sprach Porthos.

„Vorwärts, vorwärts!“ sagte d'Artagnan mit seiner scharfen Stimme, „und in fünf Minuten werden wir lachen.“

Und sie jagten abermals fort. Wüthend vor Schmerz und Wetteifer flogen die Pferde auf der finsteren Landstraße hin, auf deren Mitte man eine düstrere dunklere Masse, als der übrige Horizont, zu erblicken anfing.

VII.

Das Zusammentreffen.

So rannte man noch ungefähr zehn Minuten.

Plötzlich lösten sich zwei schwarze Punkte von der Masse, traten hervor, wurden immer dicker und nahmen, je dicker sie wurden, immer mehr die Form von zwei Reitern an.

„Oho!“ sprach d'Artagnan, „man kommt uns entgegen.“

„Desto schlimmer für die Kommenden,“ versetzte Porthos.

„Wer da?“ rief eine rauhe Stimme.

Die drei Reiter hielten nicht an und antworteten auch nicht. Man hörte nur das Geräusch von Degen, die aus der Scheide gezogen wurden, und das Knarren von Pistolenhahnen, welche die zwei schwarzen Gespenster spannten.

„Zügel in die Zähne!“ sagte d'Artagnan.

Porthos begriff, und d'Artagnan und er zogen jeder mit der linken Hand eine Pistole aus ihren Holftern und spannten ebenfalls.

„Wer da?“ rief man zum zweiten Male. „Keinen Schritt mehr oder Ihr seid des Todes!“

„Bah!“ antwortete Porthos, beinahe erstickt durch den Staub und an seinem Zügel kauend, wie sein Pferd am Gebiß kaute. „Bah! wir haben wohl schon Andere gesehen.“

Bei diesen Worten versperrten die zwei Schatten den Weg und man sah beim Mondschein den Lauf ihrer gesenkten Pistolen glänzen.

„Zurück!“ rief d'Artagnan, „oder Ihr seid des Todes!“

Zwei Pistolenschüsse antworteten auf diese Drohung.

Aber die zwei Angreifenden kamen mit einer solchen Geschwindigkeit heran, daß sie in demselben Augenblick vor ihren Gegnern waren. Es krachte ein dritter Pistolenschuß, von d'Artagnan abgefeuert, und sein Feind fiel. Porthos stieß mit solcher Heftigkeit auf den Andern, daß er, obgleich sein Degen abgewendet war, ihn mit einem Stoße zehn Schritte vom Pferde schleuderte.

„Mach' fertig, Mousqueton," sagte Porthos.

Und er jagte vorwärts an der Seite seines Freundes, welcher bereits seine Verfolgung wieder fortgesetzt hatte.

„Nun?" fragte Porthos.

„Ich habe ihm den Kopf zerschmettert," erwiederte d'Artagnan; „und Ihr?"

„Ich habe ihn nur niedergeworfen. Doch halt!"

Man hörte einen Karabinerschuß. Es war Mousqueton, der im Vorüberreiten den Befehl seines Herrn vollstreckte.

„Frisch auf!" sprach d'Artagnan. „Das geht gut; die erste Partie haben wir gewonnen!"

„Ah! ah!' versetzte Porthos; „hier sind noch andere Spieler."

Es erschienen in der That zwei neue Reiter, welche sich von der Hauptgruppe getrennt hatten, um abermals den Weg zu versperren. Jetzt wartete d'Artagnan nicht einmal, bis man das Wort an ihn richtete.

„Platz!" rief er, „Platz!'

„Was wollt Ihr?" fragte eine Stimme.

„Den Herzog!' brüllten Porthos und d'Artagnan zugleich.

Ein schallendes Gelächter antwortete, endigte jedoch in einem Seufzer. D'Artagnan hatte den Lacher mit seinem Degen durchbohrt.

Zu gleicher Zeit machten zwei Knalle nur einen Schlag; es waren Porthos und sein Gegner, welche auf einander schoßen.

D'Artagnan wandte sich um und sah Porthos ganz in seiner Nähe.

„Bravo, Porthos," sagte er, „es scheint mir, Ihr habt ihn getödtet."

„Ich habe nur das Pferd getroffen," antwortete Porthos.

„Was wollt Ihr, mein Lieber? man trifft nicht mit jedem Schlage eine Fliege, und darf sich nicht beklagen, wenn einmal ein Stich verloren geht."

„Was Teufels hat Euer Pferd?" sagte Porthos, und hielt das seinige an.

Das Pferd von d'Artagnan stolperte wirklich und fiel auf die Kniee, röchelte sodann und streckte sich nieder.

Es hatte in die Brust die Kugel des ersten Gegners von d'Artagnan erhalten.

D'Artagnan stieß einen Fluch aus, daß der Himmel hätte bersten sollen.

„Will der gnädige Herr ein Pferd?" sagte Mousqueton.

„Bei Gott! ob ich eines will?" rief d'Artagnan.

„Hier," versetzte Mousqueton.

„Wie Teufels, kommst Du zu zwei Handpferden?" fragte d'Artagnan und schwang sich auf eines derselben.

„Ihre Herren sind todt; ich dachte, sie könnten uns nützlich sein und nahm sie mit."

Während dieser Zeit hatte Porthos seine Pistolen wieder geladen.

„Rasch!" sprach d'Artagnan, „hier sind wieder zwei."

„Ei, bei Gott, ich denke, das geht bis morgen so fort," rief Porthos.

Wirklich rückten zwei weitere Reiter in Eile heran.

„He, gnädiger Herr,“ sagte Mousqueton, „derjenige, welchen Ihr niedergeworfen habt, erhebt sich wieder.“

„Warum hast Du es nicht gemacht, wie mit dem Ersten?“

„Ich hatte keine freie Hand, weil ich die zwei Pferde hielt.“

Es wurde ein Schuß abgefeuert.

Mousqueton stieß ein Schmerzgeschrei aus.

„Ah, gnädiger Herr,“ rief er, „in den andern, gerade in den andern! Dieser Schuß gibt das Seitenstück zu dem auf der Straße von Amiens.“

Porthos wandte sich wie ein Löwe um und jagte auf den abgesessenen Reiter zu, welcher seinen Degen zu ziehen versuchte; aber ehe er aus der Scheide war, hatte ihm Porthos einen so furchtbaren Schlag mit seinem Schwertknaufe beigebracht, daß er zusammenstürzte, wie der Ochse unter der Axt des Fleischhauers.

Seufzend hatte sich Mousqueton von seinem Pferde herabgelassen, denn die Wunde, die er erhalten, gestattete ihm nicht mehr, auf dem Sattel zu bleiben.

Als d'Artagnan die Reiter erblickte, hielt er stille und lud seine Pistole wieder. Ueberdieß hatte sein neues Pferd einen Karabiner am Sattel befestigt.

„Hier bin ich,“ sagte Porthos, „warten wir oder greifen wir an.“

„Greifen wir an!“ sprach d'Artagnan.

„Angegriffen!“ wiederholte Porthos.

Sie stießen ihren Pferden die Sporen in den Bauch.

Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte von ihnen entfernt.

„Im Namen des Königs!“ rief d'Artagnan, „laßt uns vorüber!“

„Der König hat hier nichts zu thun,“ erwiederte eine düstere, vibrirende Stimme, welche aus einer Wolke

zu kommen schien, denn der Reiter war von oben bis unten in Staub gehüllt.

„Es ist gut, wir werden sehen, ob der König nicht überall durchkommt," versetzte d'Artagnan.

„Seht immerhin!" rief dieselbe Stimme.

Zwei Pistolenschüsse gingen beinahe gleichzeitig los, der eine von d'Artagnan, der andere von dem Gegner von Porthos abgefeuert. Die Kugel von d'Artagnan riß seinem Feinde den Hut fort, die Kugel des Gegners von Porthos drang in den Hals seines Pferdes, das einen Seufzer ausstieß und todt niederstürzte.

„Zum letzten Male, wohin wollt Ihr?" fragte dieselbe Stimme.

„Zum Teufel!" antwortete d'Artagnan.

„Gut, dann seid ruhig, Ihr werdet zu ihm kommen."

D'Artagnan sah, wie sich der Lauf einer Muskete gegen ihn senkte. Er hatte nicht Zeit, in seine Holfter zu greifen, erinnerte sich jedoch eines Rathes, den ihm Athos einst gegeben hatte und ließ sein Pferd sich bäumen.

Die Kugel schlug dem Thier in den vollen Bauch. D'Artagnan fühlte, daß es unter ihm zusammenbrach, und warf sich mit seiner wunderbaren Behendigkeit auf die Seite.

„Ei, bei Gott!" sprach dieselbe vibrirende, spöttische Stimme, „das ist eine Pferdeschlächterei, und kein Männerkampf, was wir da machen. Zum Schwerte gegriffen, mein Herr!"

Und er sprang von seinem Pferde.

„Zum Schwerte gegriffen! es sei! Das ist ganz meine Sache!"

Mit zwei Sprüngen war d'Artagnan seinem Feinde gegenüber, dessen Eisen er an dem seinigen fühlte. D'Artagnan hatte mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit den Degen in Terz gelegt, was seine Lieblingslage war.

Während dieser Zeit hielt Porthos hinter seinem

Pferde knieend, welches sich in Zuckungen des Todeskampfes ausstreckte, in jeder Hand eine Pistole.

Mittlerweile hatte der Kampf zwischen d'Artagnan und seinem Gegner begonnen. D'Artagnan griff seiner Gewohnheit gemäß heftig an; aber er fand diesmal ein Spiel und eine Handwurzel, wodurch er zum Nachdenken gebracht wurde. Zweimal in Quart gefaßt, machte d'Artagnan einen Schritt rückwärts; sein Gegner rührte sich nicht. D'Artagnan kehrte zurück und legte abermals in Terz aus.

Es wurden mehrere Stöße von der einen und der andern Seite ohne Resultate geführt. Die Funken sprangen in Garben von den Degen auf.

Endlich dachte d'Artagnan, es wäre der geeignete Augenblick, seine Lieblingsfinte zu benützen. Er führte sie mit Geschicklichkeit herbei und stieß mit Blitzesgeschwindigkeit und mit solcher Kraft, daß er sich für unwiderstehlich hielt.

Der Stoß wurde parirt.

„Mordious!" rief er mit seinem gascognischen Accent.

Bei diesem Ausrufe sprang sein Gegner zurück, neigte das entblößte Haupt und bemühte sich, durch die Finsterniß das Gesicht von d'Artagnan zu unterscheiden.

D'Artagnan, welcher eine Finte befürchtete, hielt sich in der Defensive.

„Nehmt Euch in Acht," sprach Porthos zu seinem Gegner, „ich habe noch meine zwei Pistolen geladen."

„Ein Grund mehr für Euch, zuerst zu schießen," antwortete dieser.

Porthos schoß: ein Blitz erleuchtete die Wahlstätte.

Bei diesem Schimmer stießen die zwei andern Kämpfer jeder einen Schrei aus.

„Athos!" sagte d'Artagnan.

„D'Artagnan!" sprach Athos.

Athos hob seinen Degen in die Höhe, d'Artagnan senkte den seinigen.

„Aramis!“ rief Athos, „schießt nicht!“

„Ah! ah! Ihr seid es, Aramis?“ sagte Porthos. Und er warf seine Pistole weg.

Aramis stieß die seinige in seine Holfter, und steckte den Degen wieder in die Scheide.

„Mein Sohn,“ sprach Athos und reichte d'Artagnan die Hand.

Dies war der Name, den er ihm einst in seinen zärtlichen Augenblicken gab.

„Athos,“ erwiederte d'Artagnan, die Hände ringend, „Ihr vertheidigt ihn also? Und ich habe geschworen, ihn todt oder lebendig zurückzubringen. Ah! ich bin entehrt!“

„Tödtet mich,“ entgegnete Athos, seine Brust entblößend, „wenn Eure Ehre meines Todes bedarf.“

„Oh! wehe über mir! wehe über mir! Es gab nur einen Menschen auf dieser Welt, der mich aufhalten konnte, und das Unglück bringt mir gerade diesen in den Weg! Ah! was werde ich dem Cardinal sagen!“

„Ihr werdet ihm sagen, mein Herr,“ antwortete eine Stimme, welche das Schlachtfeld beherrschte, „er habe gegen mich die zwei einzigen Menschen geschickt, welche fähig wären, vier Männer niederzuwerfen, Leib an Leib ohne Nachtheil gegen den Grafen de la Fère und den Chevalier d'Herblay zu kämpfen und sich nur an fünfzig Mann zu ergeben.“

„Der Prinz!“ sprachen zu gleicher Zeit Athos und Aramis und bewegten sich etwas auf die Seite, um den Prinzen frei zu stellen, während d'Artagnan und Porthos einen Schritt rückwärts machten.

„Fünfzig Reiter!“ murmelten d'Artagnan und Porthos.

„Schaut um Euch her, wenn Ihr daran zweifelt,“ sagte der Herzog.

D'Artagnan und Porthos schauten umher, sie waren wirklich ganz umhüllt von einem Truppe von Männern zu Pferde.

„Bei dem Geräusche Eures Kampfes, mein Herr,“ sagte der Herzog, „glaubte ich, Ihr wäret wenigstens zu zwanzig Mann, und ich bin mit allen Denen, welche mich umgaben, zurückgekehrt, müde, beständig zu fliehen, und begierig, ebenfalls ein wenig das Schwert zu ziehen; Ihr waret Eurer nur zwei?“

„Ja, Monseigneur,“ versetzte Athos; „aber, wie Ihr gesagt habt, zwei, welche so viel werth sind, als zwanzig.“

„Vorwärts, meine Herren, Eure Degen,“ sprach der Herzog.

„Unsere Degen!“ rief d'Artagnan, den Kopf erhebend und wieder erwachend. „Unsere Degen? Nie!“

„Nie!“ wiederholte Porthos.

Einige Männer machten eine Bewegung.

„Einen Augenblick, Monseigneur,“ sprach Athos, „nur zwei Worte.“

Und er näherte sich dem Prinzen, der sich zu ihm herabneigte, und sagte ihm leise einige Worte in das Ohr.

„Wie Ihr wollt, Graf,“ sprach der Prinz, „ich habe zu große Verbindlichkeiten gegen Euch, um Euch Eure erste Bitte abzuschlagen. Entfernt Euch, meine Herren,“ sagte er zu den Männern seiner Escorte. „Meine Herren d'Artagnan und Du Vallon, Ihr seid frei.“

Der Befehl wurde sogleich ausgeführt und d'Artagnan und Porthos bildeten den Mittelpunkt eines weiten Kreises.

„Nun d'Herblay,“ sprach Athos, „steigt vom Pferde und kommt.“

Aramis stieg ab und näherte sich Porthos, während Athos sich d'Artagnan näherte. Alle vier waren nun vereinigt.

„Freund,“ sagte Athos, „bedauert Ihr immer noch, unser Blut nicht vergossen zu haben?“

„Nein,“ antwortete d'Artagnan; „ich bedaure, uns gegen einander zu sehen, uns, die wir stets so

schön vereinigt waren; ich bedaure, uns in zwei feindlichen Lagern zu treffen. Ah, fortan wird uns nichts mehr gelingen!"

„Oh, mein Gott, nein! das ist vorbei!" versetzte Porthos!

„Wohl, so seid von den Unseren!" sprach Aramis.

„Stille, d'Herblay!" sagte Athos. „Man macht Männern, wie diesen hier, keine solche Vorschläge. Sind sie auf die Partei von Mazarin getreten, so geschah es, weil sie ihr Gewissen auf diese Seite trieb, wie uns das unsere auf die Seite des Prinzen trieb."

„Indessen aber sind wir Feinde!" rief Porthos. „Gottes Blut! wer hätte dies je geglaubt!"

D'Artagnan sprach nichts, aber er stieß einen Seufzer aus.

Athos schaute sie an und nahm ihre Hände in die seinigen.

„Meine Herren," sprach er, „diese Sache ist sehr ernster Natur, und mein Herz leidet, als ob Ihr es durchstochen hättet. Ja, wir sind getrennt, das ist die große, die traurige Wahrheit. Aber wir haben uns den Krieg noch nicht erklärt; vielleicht haben wir uns noch Bedingungen zu machen; eine letzte Unterredung ist unerläßlich."

„Ich, was mich betrifft, ich fordere sie," sprach Aramis.

„Ich nehme sie an," erwiederte d'Artagnan stolz.

Porthos neigte das Haupt als Zeichen der Einwilligung.

„Wählen wir einen Versammlungsort," fuhr Athos fort, „der im Bereiche von uns Allen liegt, und ordnen wir auf eine bestimmte Weise bei einer letzten Zusammenkunft unsere gegenseitige Stellung und das Benehmen, das wir gegen einander zu beobachten haben."

„Gut," sprachen die drei Andern.

„Ihr seid also meiner Meinung?" fragte Athos.

„Vollkommen.“

„Nun wohl, der Ort?“

„Place Royale, wenn es Euch zusagt,“ versetzte d'Artagnan.

„In Paris?“

„Ja.“

Athos und Aramis schauten sich an. Aramis machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Billigung.

„Place Royale, es sei!“ sprach Athos.

„Und wann dies?“

„Morgen Abend, wenn Ihr wollt.“

„Seid Ihr bis dahin zurück?“

„Ja.“

„Um welche Stunde?“

„Um zehn Uhr Nachts, wenn es Euch genehm ist.“

„Ganz gut.“

„Hievon,“ versetzte Athos, „wird der Krieg oder der Friede ausgehen, aber unsere Ehre, meine Freunde, ist dann wenigstens unverletzt.“

„Ach,“ murmelte d'Artagnan, „unsere Soldatenehre ist verloren!“

„D'Artagnan,“ sprach Athos ernst, „ich schwöre Euch, daß Ihr mir wehe thut, hieran zu denken, während ich nur an Eines denke, daran, daß wir gegen einander die Schwerter gekreuzt haben. Ja,“ fuhr er, schmerzlich den Kopf schüttelnd, fort, „ja, Ihr habt es gesagt, das Unglück ist über uns. Kommt, Aramis.“

„Und wir, Porthos?“ sagte d'Artagnan, „kehren wir zurück und bringen wir dem Cardinal unsere Schande.“

„Und sagt ihm vor Allem,“ rief eine Stimme, „daß ich nicht zu alt sei für einen Mann der Thätigkeit.“

D'Artagnan erkannte die Stimme von Rochefort.

„Vermag ich etwas für Euch?“ fragte der Prinz.

„Zeugschaft leisten, daß wir gethan haben, was wir konnten, Monseigneur.“

„Seid unbesorgt, es wird geschehen. Gott befohlen, meine Herren. In einiger Zeit sehen wir uns wieder, wie ich hoffe . . . vor Paris oder vielleicht in Paris, und dann könnt Ihr Eure Entschädigung nehmen."

Bei diesen Worten grüßte der Herzog mit der Hand, setzte sein Pferd wieder in Galopp und verschwand, gefolgt von seiner Escorte, deren Anblick sich in der Dunkelheit verlor, während sich ihr Geräusch im weiten Raume auflöste.

D'Artagnan und Porthos befanden sich allein auf der Landstraße, mit einem Manne, der zwei Pferde an der Hand hielt.

Sie glaubten, es wäre Mousqueton, und näherten sich ihm.

„Was sehe ich!" rief d'Artagnan. „Du bist es, Grimaud?"

„Grimaud!" sagte Porthos.

Grimaud bedeutete den zwei Freunden durch ein Zeichen, daß sie sich nicht täuschten.

„Und wem gehören die Pferde?" fragte d'Artagnan.

„Wer gibt sie uns?" fragte Porthos.

„Der Herr Graf de la Fère."

„Athos, Athos!" murmelte d'Artagnan, „Ihr denkt an Alles, und seid bei Gott der wahre Edelmann."

„Vortrefflich!" sagte Porthos. „Ich hatte bereits bange, den Marsch zu Fuß machen zu müssen."

Und er schwang sich in den Sattel. D'Artagnan saß bereits zu Pferde.

„Nun, wo gehst Du hin, Grimaud? Du verläßt Deinen Herrn?"

„Ja," antwortete Grimaud, „ich begebe mich wieder zu dem Herrn Vicomte von Bragelonne bei der Armee in Flandern."

Sie machten nun schweigend einige Schritte auf der Landstraße nach Paris; aber plötzlich hörten sie Klagen, welche aus einem Graben zu kommen schienen.

„Was ist das?“ fragte d'Artagnan.

„Das ist Mousqueton,“ antwortete Porthos.

„Ja wohl, gnädiger Herr, ich bin es,“ rief eine klägliche Stimme, während sich eine Art von Schatten am Rande der Straße erhob.

Porthos ritt auf seinen Intendanten zu, welchen er wirklich sehr lieb hatte.

„Solltest Du gefährlich verwundet sein, mein lieber Mouston?“ fragte er.

„Mouston!“ versetzte Grimaud und riß voll Erstaunen seine Augen auf.

„Nein, gnädiger Herr, ich glaube nicht; aber ich bin auf eine sehr unbequeme Weise verwundet.“

„Du kannst also nicht zu Pferde steigen?“

„Ah, was schlagt Ihr mir da vor?“

„Kannst Du zu Fuß gehen?“

„Ich werde es versuchen bis zum ersten Hause.“

„Was ist zu thun?“ sprach d'Artagnan. „Wir müssen doch nach Paris zurückkehren.“

„Ich übernehme Mousqueton,“ versetzte Grimaud.

„Ich danke, mein guter Grimaud,“ sagte Porthos.

Grimaud stieg ab und gab den Arm seinem alten Freunde, der ihn, Thränen in den Augen, annahm, ohne daß jedoch Grimaud genau wissen konnte, ob diese Thränen von der Freude des Wiedersehens herrührten oder von dem Schmerze, den ihm seine Wunde verursachte.

D'Artagnan und Porthos setzten stillschweigend ihren Weg nach Paris fort.

Drei Stunden nachher wurden sie von einem mit Staub bedeckten Eilboten überholt: es war ein Mann von dem Herzog abgeschickt, der dem Cardinal einen Brief überbrachte, in welchem der Prinz seinem Versprechen gemäß von dem, was Porthos und d'Artagnan gethan hatten, Zeugschaft leistete.

Mazarin brachte eine sehr schlimme Nacht zu, als er diesen Brief empfing, in welchem ihm der Prinz an-

kündigte, er wäre in Freiheit und im Begriff, einen Krieg auf Leben und Tod mit ihm zu beginnen.

Der Cardinal las ihn zwei- bis dreimal, faltete ihn dann zusammen und steckte ihn in seine Tasche.

„Was mich tröstet,“ sagte er, „da d'Artagnan ihn verfehlt hat, ist, daß dieser wenigstens in seiner Hast Broussel niederritt. Der Gascogner ist offenbar ein kostbarer Mann und dient mir sogar bei seinen Ungeschicklichkeiten.“

Der Cardinal spielte auf den Mann an, den d'Artagnan an der Ecke des Saint-Jean Kirchhofes niedergeworfen hatte, und der kein Anderer war, als der Rath Broussel.

VIII.

Der gute Broussel.

Aber zum Unglück für den Cardinal, welcher in diesem Augenblick seine Periode der Widerwärtigkeiten hatte, war der gute Broussel nicht zu Tode getreten worden.

Er ging wirklich ruhig durch die Rue Saint-Honoré, als das Pferd von d'Artagnan ihn an die Schulter traf und in den Koth warf.

D'Artagnan hatte, wie wir erwähnten, auf dieses kleine Ereigniß nicht Acht gegeben. Er theilte die tiefe und verächtliche Gleichgültigkeit, welche der Adel und besonders der militärische Adel in jener Zeit gegen das Bürgerthum offenbarte. Er war also gegen das dem kleinen schwarzen Manne widerfahrene Unglück völlig unempfindlich geblieben, obgleich er sich als die Ursache dieses Unglücks bekennen mußte, und ehe der arme

Broussel Zeit gehabt hatte, einen Schrei auszustoßen, war der ganze Sturm der bewaffneten Renner vorübergezogen. Dann erst konnte der Verwundete gehört und aufgehoben werden.

Man lief herbei, man sah diesen stöhnenden Mann, man fragte ihn um seinen Namen, um seine Adresse, um seinen Titel, und sobald er gesagt hatt, er hieße Broussel, wäre Rath im Parlament und wohnte in der Rue Saint-Landry, erhob sich ein Schrei aus dieser Menge, ein furchtbar drohender Schrei, der dem Verwundeten so bange machte, als der Orkan, welcher so eben über seinen Leib hingefahren war.

„Broussel!“ rief man, „Broussel, unser Vater! Der Mann, welcher unsere Rechte gegen Mazarin vertheidigt! Broussel, der Freund des Volkes, getödtet, mit den Füßen zerstampft von diesen Schurken von Cardinalisten! Zu Hülfe! Zu den Waffen! Tod diesen Schurken!“

In einem Augenblick wurde der Haufen ungeheuer; man hielt einen Wagen an, um den kleinen Rath hinein zu legen; aber ein Mann aus dem Volke machte die Bemerkung, bei dem Zustande des Verwundeten müßte die Bewegung der Carrosse das Uebel nur noch verschlimmern; es thaten Fanatiker den Vorschlag, ihn auf den Armen zu tragen, und dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung begrüßt und einstimmig angenommen. Gesagt, gethan! Das Volk erhob sich zugleich drohend und sanft und trug ihn fort, dem Riesen aus dem fantastischen Mährchen ähnlich, welcher fortwährend brummt und murrt, während er einen Zwerg auf seinen Armen liebkost und wiegt.

Broussel vermuthete wohl bereits diese Anhänglichkeit der Pariser an seine Person; er hatte nicht drei Jahre lang die Opposition ausgestreut, ohne die Hoffnung, eines Tags Popularität dafür zu erndten. Diese Kundgebung zur geeigneten Zeit machte ihm Vergnügen und er war stolz darauf; denn sie gab ihm

den Maßstab seiner Gewalt. Aber auf der andern Seite wurde dieser Triumph durch eine gewisse Unruhe getrübt. Außer den Quetschungen, welche ihm Schmerzen verursachten, befürchtete er, an jeder Straßenecke eine Schwadron von Garden und Musketieren hervorbrechen zu sehen, um die Menge anzugreifen, und was sollte dann aus dem Triumphator bei diesem Volksauflaufe werden?

Er hatte unabläßig vor seinen Augen den Wirbel von Männern, den Sturm mit dem eisernen Fuße, der ihn mit einem Athemzuge gleichsam umgestürzt hatte.

Mehrmals wiederholte er mit erloschener Stimme:

„Eilen wir, meine Kinder, denn in der That, ich leide sehr.“

Und bei jeder von seinen Klagen erhoben sich verdoppelte Verwünschungen.

Nicht ohne Mühe gelangte man zu dem Hause von Broussel. Die Menge, welche vor ihm in die Straße gedrungen war, hatte bereits das ganze Quartier an die Kreuzstöcke und auf die Thürschwellen gezogen. An einem Fenster eines Hauses mit sehr schmalem Eingange nahm man eine alte Dienerin wahr, welche sich auf das Heftigste geberdete und aus Leibeskräften schrie, und ebendaselbst eine bereits betagte Frau, welche in Thränen ausgebrochen war. Diese zwei Personen befragten mit einer sichtbaren, obgleich verschiedenartig ausgedrückten, Unruhe das Volk, welches ihnen statt jeder Antwort verworrenes, unverständliches Geschrei zusandte.

Als aber der Rath, von acht Männern getragen, ganz bleich und mit sterbendem Auge seine Wohnung, seine Frau und seine Dienerin betrachtend, erschien, fiel die gute Dame Broussel in Ohnmacht und die Magd stürzte, die Arme zum Himmel erhebend, auf die Treppe, um ihrem Herrn entgegenzugehen, und schrie:

„Oh mein Gott! mein Gott! wenn nur Friquet da wäre, um einen Wundarzt zu holen!"

Friquet war da. Wo ist ein Pariser Straßenjunge nicht?

Friquet hatte natürlich den Pfingsttag benützt, um sich von dem Herrn der Taverne Urlaub zu erbitten, einen Urlaub, der ihm nicht verweigert werden konnte, in Betracht, daß es in seinem Vertrag ausdrücklich bestimmt war, an den großen Festtagen des Jahres sollte er frei haben.

Friquet war an der Spitze des Zuges. Wohl kam ihm gleich von Anfang der Gedanke, einen Wundarzt zu holen; aber er fand es belustigender, aus vollem Halse zu schreien: „Sie haben Herrn Broussel getödtet! Herrn Broussel, den Vater des Volkes! Es lebe Herr Broussel!" als ganz allein durch verschiedene Straßen zu gehen und ganz einfach zu einem schwarzen Manne zu sagen: „Kommt, Herr Wundarzt, der Rath Broussel bedarf Eurer."

Zum Unglücke für Friquet, der eine wichtige Rolle bei dem Zuge spielte, beging er die Unklugheit, sich an die Gitter der Fenster im Erdgeschoße anzuklammern, um die Menge zu beherrschen. Dieser Ehrgeiz richtete ihn zu Grunde. Seine Mutter bemerkte ihn und schickte ihn nach dem Arzte.

Dann nahm sie den guten Mann in ihre Arme und wollte ihn bis in das oberste Stockwerk tragen; aber unten an der Treppe stellte sich der Rath wieder auf seine Beine und erklärte, er fühle sich stark genug, um allein hinaufzusteigen. Er bat auch Gervaise (das war der Name der Magd), sie möge das Volk zu bewegen suchen, daß es sich zurückziehe, aber Gervaise hörte nicht auf ihn.

„Oh mein armer Herr! mein lieber Herr!" rief sie.

„Ja, meine Gute, ja, Gervaise," murmelte Broussel, um sie zu beschwichtigen; „sei unbesorgt, es wird nichts sein."

„Daß ich mich beruhige, während Ihr gerädert, zertreten, zermalmt seid.“

„Nein, nein,“ entgegnete Broussel, „es ist nichts, beinahe nichts.“

„Nichts? und Ihr seid mit Koth bedeckt! Nichts, und Ihr habt Blut an Euren Haaren! Ah, mein Gott, mein Gott! mein armer Herr!“

„Stille doch!“ sagte Broussel, „stille!“

„Blut, mein Gott, Blut!“ rief Gervaise.

„Einen Arzt! einen Wundarzt! einen Doctor!“ brüllte die Menge. „Der Rath Broussel stirbt. Die Mazariner haben ihn getödtet!“

„Mein Gott!“ sprach Broussel voll Verzweiflung, „die Unglücklichen werden machen, daß mein Haus abgebrannt wird.“

„Stellt Euch an das Fenster und zeigt Euch!“

„Pest! ich werde mich wohl hüten; es ist gut für den König, sich zu zeigen. Sage ihnen, Gervaise, es gehe besser mit mir. Sage ihnen, ich wolle mich nicht an das Fenster, sondern in das Bett legen, und sie mögen sich entfernen.“

„Aber, warum sollen sie sich entfernen? Es macht Euch Ehre, wenn sie da sind.“

„Oh! siehst Du nicht,“ sprach Broussel, dessen Verzweiflung immer mehr zunahm, „sie machen, daß man mich verhaftet, daß man mich hängt! Ach, sieh' da, meine Frau ist unwohl.“

„Broussel! Broussel! rief die Menge. „Es lebe Broussel! Einen Wundarzt für Broussel!“

Sie machten so viel Lärmen, daß das, was Broussel vorhergesehen hatte, wirklich geschah. Eine Abtheilung von Wachen trieb mit Musketenkolben diesen übrigens harmlosen Haufen auseinander. Aber bei dem ersten Geschrei: „Die Wache, die Soldaten! steckte sich Broussel, welcher zitterte, man könnte ihn für den Anstifter dieses Auflaufes halten, ganz angekleidet in sein Bett.

In Folge dieser Fegerei gelang es der alten Gervaise, auf den dreimal wiederholten Befehl von Broussel, die Thüre nach der Straße zu schließen. Aber kaum war sie geschlossen und Gervaise wieder zu ihrem Herrn hinaufgegangen, als man stark an eben diese Thüre klopfte. Wieder zu sich gekommen, zog Madame Broussel am ganzen Leibe zitternd ihrem Gatten die Schuhe aus.

„Seht, wer klopft," sagte Broussel; „öffnet aber nur vertrauten Freunden, Gervaise."

Gervaise sah nach.

„Es ist der Herr Präsident Blancmesnil," sprach sie.

„Dann ist es gut," erwiederte Broussel, „öffnet immerhin."

„Laßt hören!" sprach der Präsident, als er eintrat. „Was haben sie Euch gethan, mein lieber Broussel? Ich höre, Ihr wäret beinahe ermordet worden."

Es ist nicht zu leugnen, man führte ohne Zweifel gegen mein Leben etwas im Schilde," antwortete Broussel mit einer Festigkeit, die stoisch zu sein schien.

„Mein armer Freund, sie wollten mit Euch anfangen; aber die Reihe wird an jeden von uns kommen, und da sie uns nicht in Masse besiegen können, so werden sie uns Einen nach dem Andern zu zerstören suchen."

„Wenn ich davon komme," sagte Broussel, „so will ich sie alle unter dem Gewichte meines Wortes zermalmen."

„Ihr werdet davon kommen," erwiederte Blancmesnil, „um sie ihren Angriff theuer bezahlen zu lassen."

Madame Broussel weinte heiße Thränen. Gervaise war in Verzweiflung.

„Was gibt es denn?" rief ein hübscher junger Mann mit kräftigen Formen, in das Zimmer stürzend. „Mein Vater verwundet!"

„Ihr seht ein Opfer der Tyrannei, junger Mensch," sprach Blancmesnil, als wahrer Spartaner.

„Wehe denen, welche Euch berührt haben, mein Vater,“ versetzte der junge Mann und wandte sich nach der Thüre.

„Jacques,“ sprach der Rath, „hole lieber einen Arzt.“

„Ich höre das Geschrei des Volkes,“ rief die Alte, „ohne Zweifel ist es Friquet, der einen bringt. Aber nein, es ist eine Carrosse!“

Blancmesnil schaute durch das Fenster.

„Der Coadjutor,“ sagte er.

„Der Herr Coadjutor!“ wiederholte Broussel. „Ei, mein Gott, wartet doch, daß ich ihm entgegengehe!“

Und seine Wunde vergessend, war der Rath im Begriff, Herrn von Retz entgegen zu laufen, wenn ihn Blancmesnil nicht aufgehalten hätte.

„Nun, mein lieber Broussel,“ sagte der Coadjutor eintretend, „was gibt es denn? Man spricht von Hinterhalt, von Ermordung. Guten Morgen, Herr Blancmesnil. Ich habe im Vorüberfahren einen Arzt mitgenommen und bringe ihn.“

„Ah, gnädiger Herr,“ sagte Broussel, „wie viel Gnade bin ich Euch schuldig. Es ist wahr, ich bin grausam niedergeworfen und von den Musketieren des Königs mit Füßen getreten worden.“

„Sagt des Cardinals,“ sprach der Coadjutor, „sagt des Mazarin. Aber wir wollen ihn Alles dies theuer bezahlen lassen, seid unbesorgt. Nicht wahr, Herr von Blancmesnil?“

Blancmesnil verbeugte sich, als die Thüre von einem Laufer aufgestoßen wurde. Ein Lackei in großer Livree folgte ihm und meldete: „Der Herr Herzog von Longueville.“

„Wie!“ rief Broussel, „der Herr Herzog hier! Welche Ehre für mich! Ah, Monseigneur!“

„Mein Herr,“ sagte der Herzog, „ich komme seufzend über das Schicksal unseres bravsten Vertheidigers Seid Ihr denn verwundet, mein lieber Rath?“

„Wenn ich es wäre, Monseigneur, so würde mich Euer Besuch heilen.“

„Ihr leidet jedoch?“

„Sehr,“ sagte Broussel.

„Ich habe einen Arzt mitgebracht,“ versetzte der Herzog; „erlaubt Ihr ihm einzutreten?“

„Ganz gewiß.“

Der Herzog machte seinem Lackeien ein Zeichen und dieser führte einen schwarzen Mann ein.

„Ich hatte denselben Gedanken, wie Ihr, mein Prinz,“ sprach der Coadjutor.

Die zwei Aerzte schauten sich an.

„Ah, Ihr seid es, mein Herr Coadjutor,“ sagte der Herzog. „Die Freunde des Volkes treffen sich auf dem wahren Gebiete.“

„Das Geschrei hatte mich erschreckt und ich eilte herbei. Aber ich glaube, es wäre das Dringendste, daß die Aerzte unsern braven Rath untersuchten.“

„Vor Euch, meine Herren?“ sprach Broussel ganz schüchtern.

„Warum nicht, mein Lieber?“

„Wir wollen eiligst erfahren, wie es mit Euch steht.“

„Ei, mein Gott,“ sagte Madame Broussel, „was soll dieser neue Lärm bedeuten?“

„Man sollte glauben, es wäre Beifallsgeschrei,“ sprach Blancmesnil und lief an das Fenster.

„Wie!“ rief Broussel erbleichend, „was gibt es denn noch?“

„Die Livree des Herrn Prinzen von Conti,“ sprach Blancmesnil. „Der Herr Prinz von Conti selbst.“

Der Coadjutor und Herr von Longueville hatten ungeheure Lust zu lachen.

Die Aerzte waren im Begriff, die Decke von Broussel aufzuheben.

Broussel hielt sie zurück.

In diesem Augenblick trat der Prinz von Conti ein.

„Ah, meine Herren," sagte er, als er den Coadjutor erblickte, „Ihr seid mir zuvorgekommen! Doch Ihr müßt mir deshalb nicht grollen, mein lieber Herr Broussel. Als ich Euren Unfall erfuhr, glaubte ich, es würde Euch vielleicht an einem Arzte fehlen, und machte einen Umweg, um den meinigen mitzunehmen. Doch wie ist es mit dem Mordversuche?"

Broussel wollte sprechen, aber es fehlte ihm an Worten. Er erstickte beinahe unter dem Gewichte der Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte.

„Ei, mein guter Doktor, seht nach," sagte der Prinz zu einem schwarzen Manne, der ihn begleitete.

„Meine Herren," sprach einer von den Aerzten, „es ist also eine Consultation?"

„Wie Ihr wollt, doch beruhigt mich geschwinde über den Zustand des lieben Rathes."

Die drei Aerzte näherten sich dem Bette, Broussel zog die Decke mit aller Gewalt an sich, wurde aber, trotz seines Widerstandes entblößt und untersucht.

Er hatte nur eine Quetschung am Arme und eine andere am Schenkel.

Die drei Aerzte schauten sich an, denn sie begriffen nicht, wie man hatte die drei gelehrtesten Männer der Pariser Facultät wegen einer solchen Erbärmlichkeit vereinigen können.

„Nun?" sagte der Coadjutor.

„Nun?" sagte der Herzog.

„Nun?" sagte der Prinz.

„Wir hoffen, der Unfall wird keine Folgen haben," sprach einer von den drei Aerzten, „und wollen uns zum Behuf einer Verordnung in das nächste Zimmer zurückziehen."

„Broussel! Kunde von Broussel!" rief das Volk. „Wie geht es Broussel?"

Der Coadjutor lief an das Fenster; bei seinem Anblick schwieg das Volk.

„Meine Freunde," sagte er, „beruhigt Euch. Herr

Broussel ist außer Gefahr. Seine Wunde ist jedoch bedeutend und die Ruhe sehr nothwendig für ihn."

Der Ruf: „Es lebe Broussel! Es lebe der Coadjutor!" erscholl sogleich auf der Straße.

Herr von Longueville war eifersüchtig und ging auch an das Fenster.

„Es lebe Herr von Longueville!" rief man ebenfalls.

„Meine Freunde," sagte der Herzog, mit der Hand grüßend, „entfernt Euch im Frieden und gönnt unsern Feinden nicht das Vergnügen einer Unordnung."

„Schön, Herr Herzog," sprach Broussel von seinem Bette aus. „Das heiße ich als guter Franzose sprechen."

„Ja, meine Herren Pariser," rief der Prinz von Conti, ebenfalls an das Fenster tretend, um seinen Antheil an dem Beifall zu bekommen. „Ja, Herr Broussel bittet Euch. Ueberdies bedarf er der Ruhe und der Lärm könnte ihn belästigen."

„Es lebe der Herr Prinz von Conti!" schrie die Menge.

Der Prinz grüßte.

Alle drei verabschiedeten sich nun von dem Rath und die Menge, welche sie im Namen von Broussel weggeschickt hatten, bildete ihr Geleite. Sie waren bereits auf dem Quais, als Broussel, immer noch von seinem Bette aus, Komplimente machte.

Die alte Magd schaute ihren Herrn mit Bewunderung an. Der Rath war in ihren Augen um einen Fuß größer geworden.

„So geht es, wenn man seinem Vaterlande nach seinem Gewissen dient," sagte Broussel mit Befriedigung.

Die Aerzte entfernten sich, nachdem sie sich eine Stunde lang berathen und für die Quetschungen Umschläge mit Wasser und Salz verordnet hatten.

Es war den ganzen Tag eine Wallfahrt von Carrossen. Die ganze Fronde ließ sich bei Broussel einschreiben.

„Welch' ein schöner Triumph, mein Vater," sagte der junge Mann, der den wahren Beweggrund nicht begriff, welcher alle diese Leute zu seinem Vater trieb, und die Kundgebung der Großen, der Prinzen und ihrer Freunde im Ernste nahm.

„Ach! mein lieber Jacques!" erwiederte Broussel, „ich habe sehr bange, diesen Triumph etwas theuer bezahlen zu müssen. Wenn ich mich nicht täusche, ist Herr von Mazarin zu dieser Stunde damit beschäftigt, mir die Rechnung für den Aerger zu machen, den ich ihm verursache."

Friquet kehrte um Mitternacht zurück: er hatte keinen Arzt finden können.

IX.

Vier alte Freunde schicken sich zu einem Wiedersehen an.

„Nun?" sagte, in dem Hofe des Gasthauses zur Rehziege sitzend, Porthos zu seinem Freunde d'Artagnan, welcher mit langem, verdrießlichem Gesichte aus dem Palais-Cardinal zurückkehrte, „nun, er hat Euch schlecht empfangen, mein braver d'Artagnan?"

„Meiner Treue, ja! dieser Mensch ist offenbar ein abscheuliches Wesen. Was esset Ihr da, Porthos?"

„Ei, Ihr seht es wohl, ich tauche etwas Zwieback in spanischen Wein. Macht es ebenso."

„Ihr habt Recht. Gimblou, ein Glas!"

Der mit diesem harmonischen Namen angerufene Kellner brachte das verlangte Glas, und d'Artagnan setzte sich zu seinem Freunde.

„Wie hat sich die Sache gemacht?"

„Gott verdamme mich, es gab nicht zwei Mittel, die Geschichte darzustellen; ich trat ein, er schaute mich von der Seite an, ich zuckte die Achseln und sagte zu ihm:

„„Monseigneur, wir sind nicht die Stärkeren gewesen.""

„„Ja, ich weiß Alles, aber erzählt mir die einzelnen Umstände.""

„Ihr begreift, Porthos, ich konnte die Einzelheiten nicht erzählen, ohne unsere Freunde zu nennen, und sie nennen, hieße sie zu Grunde richten."

„Bei Gott!"

„„Monseigneur,"" sagte ich, „„sie waren zu fünfzig, und wir waren zu zwei.""

„„Ja,"" antwortete er, „„aber das verhinderte keineswegs einen Austausch von Pistolenschüssen, wie ich gehört habe.""

„„Allerdings sind von der einen, wie von der andern Seite einige Patronen verbrannt worden.""

„„Und die Schwerter haben den Tag gesehen?"" fügte er bei."

„„Das heißt die Nacht, Monseigneur,"" antwortete ich."

„„Ah! ja,"" fuhr der Cardinal fort; „„ich hielt Euch für einen Gascogner, mein Lieber.""

„„Ich bin nur Gascogner, wenn ich siege, Monseigneur.""

„Diese Antwort gefiel ihm, denn er lachte.

„„Das dient mir zur Lehre,"" sprach er, „„daß ich meinen Garden bessere Pferde gebe, denn wenn sie Euch hätten folgen können, und jeder würde so viel gethan haben, wie Ihr und Euer Freund, so hättet Ihr Euer Wort gehalten und mir ihn todt oder lebendig gebracht.""

„Das kommt mir gar nicht schlimm vor," versetzte Porthos.

„Mein Gott, nein, aber so wurde es gesagt. Es

ist doch unglaublich, wie viel Wein diese Zwiebacke halten; es sind wahre Schwämme. Gimblou, noch eine Flasche."

Die Flasche wurde mit einer Geschwindigkeit gebracht, die als Beweis für den Grad der Achtung diente, welche d'Artagnan in der Herberge genoß. Er fuhr fort:

„Ich war im Begriff, mich zu entfernen, als er mich zurückrief.

„„Drei von Euern Pferden sind todt oder verschlagen?"" fragte er."

„„Ja, Monseigneur.""

„„Wie viel waren sie werth?""

„Das war, scheint mir, ein guter Klang," sprach Porthos.

„„Tausend Pistolen,"" antwortete ich."

„Tausend Pistolen?" sagte Porthos, „oh! oh! das ist viel, er versteht sich auf die Pferde und wird wohl gehandelt haben."

„Meiner Treue, er hatte Lust dazu, der Filz, denn er machte einen furchtbaren Sprung und schaute mich an. Ich schaute ihn auch an; dann begriff er die Sache, steckte die Hand in einen Schrank und zog Anweisungen auf die Banque von Lyon heraus."

„Für tausend Pistolen?"

„Für tausend Pistolen... der Knauser, nicht eine einzige mehr."

„Ihr habt sie?"

„Hier sind sie."

„Meiner Treue, ich finde, das ist anständig gehandelt," sprach Porthos.

„Anständig! gegen Leute, welche nicht nur unmittelbar vorher ihre Haut gewagt, sondern ihm einen großen Dienst geleistet haben.

„Einen großen Dienst! und welchen?" fragte Porthos.

„Bei Gott, es scheint, ich habe ihm einen Rath vom Parlament zertreten."

„Wie, den kleinen schwarzen Mann, den wir an der Ecke des Saint-Jean Kirchhofes niedergeworfen haben?"

„Ganz richtig, mein Lieber. Dieser Mensch war ihm unbequem. Leider habe ich ihn nicht ganz platt getreten, er wird davon kommen und ihm abermals unbequem sein. Doch hätte mir ihn der Fils in jedem Falle bezahlen müssen."

„Verdammt!" sprach Porthos, „da er nicht einmal ganz zerschmettert war!"

„Ah! Herr von Richelieu hätte gesagt: „„Fünfhundert Thaler für den Rath!"" Doch sprechen wir nicht ferner davon. Wie viel kosteten Euch Euere Thiere, Porthos?"

„Ah! mein Freund, wenn der arme Mousqueton da wäre, er könnte es Euch bei Heller und Pfennig sagen."

„Gleichviel, schätzt sie zehn Thaler mehr oder weniger."

„Vulcan und Bayard kosteten mich jeder ungefähr zweihundert Pistolen, schlage ich Phöbus auf hundertundfünfzig an, so wird die Rechnung ungefähr herauskommen."

„Dann bleiben also vierhundert und fünfzig Pistolen," sprach d'Artagnan ziemlich zufrieden.

„Ja," versetzte Porthos, „aber Sattel und Zeug."

„Das ist bei Gott wahr. Wie viel hiefür?"

„Wenn ich hundert Pistolen für alle drei rechne..."

„Gut, hundert Pistolen," sprach d'Artagnan. „Dann bleiben noch dreihundert und fünfzig Pistolen."

Porthos nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Beistimmung.

„Geben wir die fünfzig Pistolen unserer Wirthin für unsere ganze Zeche," sprach d'Artagnan, „und theilen wir die übrigen dreihundert."

„Theilen wir sie."

„Schofelige Geschichte!“ murmelte d'Artagnan und steckte seine Billets ein.

„Ach! das ist immer so,“ versetzte Porthos. „Doch, sagt mir, hat er gar nichts von mir gesprochen?“

„Gewiß!“ rief d'Artagnan, der seinen Freund zu entmuthigen befürchtete, wenn er ihm bekennen würde, der Cardinal habe seiner nicht mit einer Sylbe erwähnt; „gewiß, er hat gesagt...“

„Er hat gesagt.“

„Wartet nur, ich muß mir seine Worte zurückrufen; ganz richtig, er sagte: „Was Euern Freund betrifft, so verkündigt ihm, er möge sich ruhig auf das Ohr legen.““

„Gut,“ versetzte Porthos; „das bedeutet so klar, wie der Tag, daß er mich immer noch zum Baron zu machen gedenkt.“

In diesem Augenblick schlug es neun Uhr auf der benachbarten Kirche. D'Artagnan bebte.

„Ah, es ist wahr,“ sagte Porthos, „es schlägt neun Uhr und um zehn Uhr sollen wir auf der Place Royale zusammentreffen.“

„Ah! Porthos, schweigt!“ rief d'Artagnan mit einer Bewegung der Ungeduld; „erinnert mich nicht hieran, das hat mich seit gestern verdrießlich gemacht. Ich gehe nicht dahin.“

„Und warum?“ fragte Porthos.

„Weil es eine schmerzliche Sache ist, zwei Männer zu sehen, welche unsere Unternehmung scheitern gemacht haben.“

„Es hat jedoch weder der Eine noch der Andere den Sieg davon getragen. Ich hatte noch eine geladene Pistole, und Ihr standet Euch, den Degen in der Hand, gegenüber.“

„Ja,“ sprach d'Artagnan, „aber wenn diese Zusammenkunft etwas verbirgt?“

„Oho!“ entgegnete Porthos, „das glaubt Ihr nicht, d'Artagnan.“

Das war so. D'Artagnan hielt Athos nicht für fähig, sich einer List zu bedienen; aber er suchte einen Vorwand, diese Zusammenkunft zu vermeiden.

„Wir müssen dahin gehen," fuhr der stolze Grundherr von Bracieux fort; „sie würden glauben, wir hätten Angst. Ei, mein lieber Freund, wir haben wohl fünfzig Feinden auf der Landstraße Trotz geboten, wir werden auch wohl zwei Freunden auf der Place Royale Trotz bieten."

„Ja, ja," sagte d'Artagnan, „ich weiß es; aber sie haben die Partei der Prinzen ergriffen, ohne uns davon in Kenntniß zu setzen; Athos und Aramis trieben ein Spiel mit mir, das mich empört. Gestern haben wir die Wahrheit entdeckt; wozu soll es dienen, heute noch etwas Anderes zu erfahren?"

„Ihr mißtraut also wirklich?"

„Aramis allerdings, seitdem er Abbé geworden ist. Er sieht uns auf dem Wege, der ihn zum Bisthum führen soll, und es wäre ihm vielleicht nicht unangenehm, uns auf die Seite zu schaffen."

„Ah! bei Aramis ist es etwas Anderes," sprach Porthos, „das würde mich nicht in Erstaunen setzen."

„Herr von Beaufort kann es auch versuchen, uns fassen zu lassen."

„Bah! er hatte uns in der Hand und ließ uns wieder ziehen. Uebrigens wollen wir auf der Hut sein, uns bewaffnen und Planchet mit seinem Karabiner mitnehmen."

„Planchet ist Frondeur," sagte d'Artagnan.

„Zum Teufel mit den Bürgerkriegen!" rief Porthos, „man kann weder auf seine Freunde noch auf seine Lackeien mehr rechnen. Ah! wenn der arme Mousqueton da wäre! Das ist ein Mensch, der mich nie verlassen wird."

„Ja, so lange Ihr reich seid. Ei! mein Lieber, es sind nicht die Bürgerkriege, die uns entzweien; es geschieht, weil wir nicht mehr zwanzig Jahre zählen,

weil die ritterlichen Aufwallungen der Jugend verschwunden sind, um dem Gemurmel des Eigennutzes, den Eingebungen des Ehrgeizes, den Rathschlägen der Selbstsucht Platz zu machen. Ja, Ihr habt Recht, Porthos, gehen wir dahin, aber wohl bewaffnet. Gingen wir nicht, so würden sie sagen, wir hätten Angst."

„Holla! Planchet," rief d'Artagnan.

Planchet erschien.

„Laß die Pferde satteln und nimm Deinen Karabiner."

„Aber, gnädiger Herr, gegen wen ziehen wir?"

„Wir ziehen gegen Niemand," antwortete d'Artagnan, „es ist eine reine Vorsichtsmaßregel, falls wir angegriffen würden."

„Ihr wißt, gnädiger Herr, daß man den guten Rath Broussel, den Vater des Volkes," umbringen wollte.

„Wirklich?" rief d'Artagnan.

„Ja, aber er wurde schön gerächt. Das Volk hat ihn auf seinen Armen nach Hause getragen. Seit gestern wird seine Wohnung nicht mehr leer. Er hat von dem Herrn Coadjutor, von Herrn von Longueville und von dem Prinzen von Conti Besuch bekommen. Frau von Chevreuse und Frau von Vendome haben sich bei ihm einschreiben lassen, und wenn er jetzt wollte..."

„Nun, wenn er wollte..."

Planchet fing an zu trällern:

Un vent de fronde
S'est levé ce matin
Je crois qu'il gronde
Contre Mazarin.
Un vent de fronde
S'est levé ce matin.

„Es wundert mich nicht mehr," sagte d'Artagnan ganz leise zu Porthos, „daß es Mazarin lieber gewesen wäre, ich hätte seinen Rath ganz zermalmt."

„Ihr begreift also, gnädiger Herr," sprach Planchet, „daß wenn Ihr mich zu einer Unternehmung, ähnlich der gegen den guten Rath Broussel, meinen Karabiner zu nehmen ersuchtet..."

„Nein, sei unbesorgt; aber von wem weißt Du alle diese Umstände?"

„Oh! aus einer guten Quelle, gnädiger Herr. Ich weiß es von Friquet."

„Von Friquet? Dieser Name ist mir bekannt."

„Es ist der Sohn der Magd von Herrn Broussel, ein Spitzbube, der bei einer Meuterei seinen Theil nicht den Hunden geben würde, dafür stehe ich Euch."

„Ist er nicht Chorknabe bei Notre-Dame?"

„Allerdings; Bazin ist sein Beschützer."

„Ah! ah! ich weiß, und Kellner in einer Schenke unferne davon?"

„Ganz richtig."

„Was hattet Ihr mit diesem kleinen Burschen zu schaffen?" fragte Porthos.

„Er hat mir gute Kunde gegeben," antwortete d'Artagnan, „und dürfte mir bei Gelegenheit noch mehr geben."

„Euch, der Ihr seinen Herrn beinahe zermalmt hättet?"

„Wer wird es ihm sagen?"

„Da habt Ihr Recht."

In demselben Augenblick ritten Athos und Aramis durch den Faubourg Saint-Antoine in Paris ein. Sie hatten sich auf dem Wege gestärkt und eilten, um zur Zusammenkunft nicht zu spät zu kommen. Bazin allein folgte ihnen, denn Grimaud war, wie man sich erinnern wird, zurückgeblieben, um Mousqueton zu pflegen, und sollte sich dann unmittelbar zu dem jungen Grafen von Bragelonne begeben, der zu dem Heere nach Flandern ging.

„Nun müssen wir irgend eine Herberge aufsuchen," sagte Athos, „um ein städtisches Gewand anzuziehen,

Pistolen und Raufdegen abzulegen und unsern Bedienten zu entwaffnen."

„Oh! keines Wegs, mein lieber Graf; erlaubt mir vielmehr nicht nur nicht Euerer Meinung zu sein, sondern Euch zu der meinigen zu bringen."

„Und warum dies?"

„Weil wir zu einer Kriegszusammenkunft gehen."

„Was wollt Ihr damit sagen, Aramis?"

„Daß die Place Royale die Folge der Landstraße nach Vendome und nichts Anderes ist."

„Wie, unsere Freunde..."

„Sind unsere gefährlichsten Feinde geworden; Athos, glaubt mir, wir dürfen nicht trauen."

„Oh! d'Herblay!"

„Wer sagt Euch, daß d'Artagnan nicht seine Niederlage auf uns geworfen und den Cardinal davon in Kenntniß gesetzt hat? Wer sagt Euch, daß der Cardinal nicht diese Zusammenkunft benützen wird, um uns fassen zu lassen?"

„Wie, Aramis, könnt Ihr denken, d'Artagnan und Porthos würden zu einer solchen Niederträchtigkeit die Hand bieten?"

„Ihr habt Recht, unter Freunden wäre es eine Niederträchtigkeit, aber unter Feinden ist es eine List."

Athos kreuzte die Arme und ließ sein schönes Haupt auf die Brust fallen.

„Was wollt Ihr, Athos, die Menschen sind einmal so beschaffen und zählen nicht immer zwanzig Jahre," sagte Aramis. „Wir haben auf eine grausame Weise die Eitelkeit verletzt, welche blind die Handlungen des Menschen leitet. Er ist besiegt worden. Habt Ihr nicht gehört, wie er auf der Landstraße in Verzweiflung gerieth? Was Porthos betrifft, so hing für ihn vielleicht der Baronentitel vom Gelingen dieser Angelegenheit ab. Er hat uns nun auf dem Wege getroffen und wird für diesmal noch nicht Baron sein. Wer weiß, ob diese Baronie nicht in Verbindung mit

unserer Zusammenkunft steht! Wir wollen auf unserer Hut sein, Athos."

„Aber, wenn sie ohne Waffen kämen? Welche Schmach für uns, Aramis!"

„Oh! seid unbesorgt, mein Lieber, ich stehe Euch dafür, es wird nicht so sein. Ueberdies haben wir eine Entschuldigung: wir kommen von der Reise und sind Rebellen."

„Eine Entschuldigung für uns! Wir müßten für den Fall vorhersehen, wo wir einer Entschuldigung d'Artagnan, Porthos gegenüber bedürften! Oh! Aramis, Aramis," fuhr Athos traurig den Kopf schüttelnd fort, „bei meiner Seele, Ihr macht mich zum unglücklichsten Menschen! Ihr entzaubert ein Herz, das für die Freundschaft nicht ganz abgestorben war; seht, Aramis, es wäre mir beinahe eben so lieb, wenn man es mir aus der Brust reißen würde, das schwöre ich Euch. Geht hin, wie Ihr wollt, Aramis; ich gehe ohne Waffen."

„Nein, ich lasse Euch so nicht gehen. Es ist nicht mehr ein einzelner Mann, es ist nicht mehr Athos, es ist selbst nicht mehr der Graf de la Fère, den Ihr durch diese Schwäche verrathen würdet, nein, es ist eine ganze Partei, der Ihr angehört und die auf Euch zählt."

„Es geschehe, wie Ihr sagt," antwortete Athos.

Und sie setzten in trüber Stimmung ihren Weg fort.

Kaum gelangten sie durch die Rue du Pas-de-la-Mule zu den Gittern des verlassenen Platzes, als sie unter der Arcade an der Mündung der Rue Sainte-Catherine drei Reiter erblickten.

Es waren d'Artagnan und Porthos, welche in ihre Mäntel gehüllt, unter denen die Schwerter hervorsahen, herbeiritten. Hinter ihnen kam Planchet, die Muskete am Schenkel.

Athos und Aramis stiegen vom Pferde, als sie d'Artagnan und Porthos erblickten. D'Artagnan be-

bemerkte, daß die drei Pferde, statt von Bazin gehalten zu werden, an die Ringe der Arcaden gebunden wurden. Er befahl Planchet zu thun, wie Bazin that.

Dann gingen sie zwei und zwei, von den Bedienten gefolgt, einander entgegen und grüßten sich höflich.

„Wo beliebt Euch, die Unterredung zu pflegen, meine Herren?“ sprach Athos, da er wahrnahm, daß mehre Personen stille standen, als ob es sich um einen von den berühmten Zweikämpfen handelte, welche noch in dem Gedächtniß der Pariser und besonders der Bewohner der Place Royale lebten.

„Das Gitter ist geschlossen,“ sagte Aramis, „aber wenn diese Herren die Kühle unter den Bäumen und eine unverletzliche Einsamkeit lieben, so hole ich den Schlüssel im Hotel Rohan, und wir werden uns vortrefflich finden.“

D'Artagnan tauchte seinen Blick in die Dunkelheit des Platzes, und Porthos steckte seinen Kopf durch zwei Stangen, um die Finsterniß zu sondiren.

„Zieht Ihr einen andern Ort vor,“ sprach Athos mit seinem edlen, überzeugenden Tone, „so wählt selbst.“

„Kann sich Herr d'Herblay den Schlüssel verschaffen, so wird dieser Platz, glaube ich, die geeignetste Stelle sein.“

Aramis entfernte sich sogleich, forderte aber Athos zuvor noch auf, nicht so allein im Bereiche von d'Artagnan und Porthos zu bleiben, aber derjenige, welchem er diesen Rath gab, lächelte nur verächtlich und machte einen Schritt gegen seine alten Freunde, welche beide auf ihrem Platze blieben.

Aramis klopfte wirklich an dem Hotel Rohan an; bald erschien er wieder mit einem Manne, welcher sagte:

„Ihr schwört mir, Herr?“

„Nehmt,“ erwiederte Aramis und gab ihm einen Louis d'or.

„Ah! Ihr wollt nicht schwören, gnädiger Herr?“ ersetzte der Haushofmeister den Kopf schüttelnd.

„Ei! kann man denn auf Nichts schwören?" sprach Aramis. „Ich versichere Euch nur, daß zu dieser Stunde diese Herren unsere Freunde sind."

„Ja, gewiß," sagten mit kaltem Tone Athos, d'Artagnan und Porthos.

D'Artagnan hatte das Gespräch gehört und verstanden.

„Ihr seht," sagte er zu Porthos.

„Was sehe ich?"

„Daß er nicht schwören wollte."

„Schwören, worauf?"

„Dieser Mann wollte, Aramis solle ihm schwören, wir gehen nicht auf die Place Royale, um uns zu schlagen."

„Und Aramis wollte nicht schwören?"

„Nein."

„Dann wohl Acht gegeben!"

Athos verlor die zwei Redenden nicht aus dem Auge. Aramis öffnete das Thor und ging auf die Seite, damit d'Artagnan und Porthos eintreten konnten. Beim Eintreten brachte d'Artagnan den Griff seines Degens in das Gitter und war genöthigt, seinen Mantel wegzuschieben. Während er den Mantel wegschob, entblößte er die glänzenden Kolben seiner Pistolen, auf welchen sich ein Strahl des Mondes abspiegelte.

„Seht Ihr," sagte Aramis, indem er mit der einen Hand die Schulter von Athos berührte und mit der andern auf das Arsenal deutete, das d'Artagnan an seinem Gürtel trug.

„Ah! ja," sprach Athos mit einem tiefen Seufzer.

Und er war der Dritte, welcher eintrat. Aramis trat zuletzt ein und verschloß das Gitter hinter sich. Die zwei Diener blieben außen, aber, als ob sie sich ebenfalls mißtrauten, in einer gewissen Entfernung von einander.

X.

Die Place Royal.

Man ging stillschweigend bis in die Mitte des Platzes. Da aber in diesem Augenblick der Mond aus den Wolken hervortrat, so bedachte man, daß man an dieser entblößten Stelle zu leicht gesehen werden könnte, und zog sich unter die Linden, wo der Schatten stärker war.

Es waren Bänke in bestimmter Entfernung von einander aufgestellt. Die vier Männer hielten vor einer derselben an. Athos machte ein Zeichen; d'Artagnan und Porthos setzten sich; Athos und Aramis blieben vor ihnen stehen.

Nach einem kurzen Stillschweigen, bei welchem jeder die Verlegenheit fühlte, in die ihn das Anfangen der Erörterung setzte, sprach Athos:

„Meine Herren, ein Beweis der Macht unserer alten Freundschaft ist unsere Gegenwart an diesem Ort. Keiner hat gefehlt, Keiner hatte sich also einen Vorwurf zu machen."

„Hört, Herr Graf," erwiederte d'Artagnan, „statt uns Komplimente zu sagen, die wir vielleicht, weder die Einen noch die Andern verdienen, erklären wir uns als Leute von Herz."

„Das ist ganz mein Wunsch," antwortete Athos. „Ich weiß, daß Ihr offenherzig seid; sprecht auch mit Eurer ganzen Offenherzigkeit: Habt Ihr mir, oder dem Herrn Abbé d'Herblay etwas vorzuwerfen?"

„Ja," sprach d'Artagnan. „Als ich die Ehre hatte, Euch in Eurem Schlosse Bragelonne zu besuchen, überbrachte ich Euch Anträge, die Ihr wohl begriffen habt. Statt mir zu antworten, wie einem Freunde, spieltet Ihr mit mir, wie mit einem Kinde, und diese Freund-

schaft, welche Ihr so sehr rühmt, hat sich nicht durch das Zusammenstoßen unserer Schwerter, sondern durch Eure Heuchelei in Eurem Schlosse gebrochen."

„D'Artagnan!" sagte Athos mit einem Tone sanften Vorwurfes.

„Ihr habt Offenherzigkeit von mir verlangt," sprach d'Artagnan, „hier ist sie. Ihr fragt mich, was ich denke, ich sage es Euch. Und nun habe ich Euch, Herr Abbé d'Herblay, dasselbe zu eröffnen. Ich handelte eben so bei Euch und Ihr habt mich ebenfalls getäuscht."

„In der That, mein Herr, Ihr seid seltsam," sprach Aramis. „Ihr kamet zu mir, um mir Vorschläge zu machen. Aber habt Ihr sie mir auch gemacht? Nein; Ihr habt mich nur ausgeforscht, und weiter nicht. Nun, was habe ich Euch gesagt? Mazarin wäre ein Knauser, und ich würde Mazarin nicht dienen. Das ist das Ganze. Sagte ich Euch, ich würde keinem Andern dienen? Im Gegentheil, ich gab Euch, glaube ich, zu verstehen, daß ich den Prinzen gehörte. Wir haben sogar, wenn ich mich nicht täusche, ganz angenehm über den sehr wahrscheinlichen Fall gescherzt, daß Ihr von dem Cardinal den Auftrag erhalten würdet, mich zu verhaften. Waret Ihr Parteimann? Ja, allerdings. Nun wohl, warum sollten wir unserer Seits nicht auch Parteimänner sein. Ihr hattet Euer Geheimniß, wie wir das unsere hatten. Wir haben dieselben nicht ausgetauscht: desto besser. Das beweist, daß wir unsere Geheimnisse zu bewahren wissen."

„Ich mache Euch keinen Vorwurf, mein Herr," sagte d'Artagnan; „nur weil der Herr Graf de la Fère von Freundschaft gesprochen hat, unterwerfe ich Euer Benehmen einer Prüfung."

„Und was findet Ihr dabei?" fragte Aramis stolz.

Das Blut stieg d'Artagnan auch in den Kopf; er erhob sich und antwortete:

„Ich finde, es ist das Benehmen eines Zöglings der Jesuiten."

„Als Porthos d'Artagnan sich erheben sah, erhob er sich ebenfalls. Die vier Männer standen also einander aufrecht und drohend gegenüber.

Bei der Antwort von d'Artagnan machte Aramis eine Bewegung, als wollte er die Hand an sein Schwert legen.

Athos hielt ihn zurück und sprach:

„D'Artagnan, Ihr kommt heute noch ganz wüthend über unser gestriges Abenteuer hieher. D'Artagnan, ich hielt Euch für so hochherzig, daß eine Freundschaft von zwanzig Jahren bei Euch eine Niederlage der Eitelkeit von einer Viertelstunde überstehen müßte. Laßt hören, sagt mir: glaubt Ihr mir also etwas vorwerfen zu können? Habe ich gefehlt, so werde ich meinen Fehler gestehen."

Die ernste, klangreiche Stimme von Athos übte immer noch über d'Artagnan ihren alten Einfluß aus, während die von Aramis, in den Augen seiner schlechten Laune schrill und spitzig werdend, ihn aufbrachte. Er antwortete auch Athos:

„Ich glaube, mein Herr Graf, Ihr hättet mir in Eurem Schlosse Bragelonne eine vertrauliche Mittheilung zu machen gehabt, und dieser Herr," fuhr er, Aramis bezeichnend, fort, „hätte mir eine ähnliche in seinem Kloster machen sollen. Ich würde mich dann nicht in ein Abenteuer geworfen haben, wo Ihr mir den Weg versperren mußtet. Weil ich jedoch discret war, muß man mich nicht ganz und gar für einen Dummkopf halten. Hätte ich die Verschiedenheit der Leute, welche Herr d'Herblay auf einer Strickleiter empfängt, von der der Menschen, welche er auf einer hölzernen Leiter empfängt, ergründen wollen, so würde ich ihn wohl zum Sprechen genöthigt haben."

„In was mischt Ihr Euch?" rief Aramis bleich vor Zorn bei dem Zweifel, der sich in seinem Innern erhob, er könnte, von d'Artagnan bespäht, mit Frau von Longueville gesehen worden sein.

„Ich mische mich in das, was mich angeht, und gebe mir das Ansehen, als hätte ich nicht bemerkte, was mich nicht angeht. Aber ich hasse die Heuchler, und in diese Kategorie setze ich die Musketiere, welche die Abbés spielen, und die Abbés, welche die Musketiere spielen. Und dieser Herr," fügte er, sich gegen Porthos wendend, bei, „dieser Herr ist meiner Meinung."

Porthos, welcher noch nicht gesprochen hatte, antwortete nur mit einer Sylbe und mit einer Geberde.

Er sagte: „Ja!" und legte die Hand an den Degen.

Aramis machte einen Sprung rückwärts und zog den seinigen. D'Artagnan beugte sich, bereit zur Vertheidigung oder zum Angriff.

Nun streckte Athos mit der Geberde des obersten Befehles, welche nur ihm eigenthümlich war, die Hand aus, zog langsam den Degen aus der Scheide, zerbrach das Eisen über seinem Knie und warf die zwei Stücke zu seiner Rechten.

Dann sich gegen Aramis wendend, sagte er diesem: „Zerbrecht Euern Degen."

Aramis zögerte.

„Es muß sein," sprach Athos und fügte mit leiserem, sanfterem Tone bei: „Ich will es."

Noch bleicher, aber beherrscht durch diese Geberde, besiegt durch diese Stimme, zerbrach Aramis in seinen Händen die biegsame Klinge, kreuzte die Arme und wartete bebend vor Wuth.

Diese Bewegung veranlaßte d'Artagnan und Porthos zurückzuweichen. D'Artagnan zog seinen Degen nicht, Porthos steckte den seinen wieder in die Scheide.

„Nie," sprach Athos, langsam seine rechte Hand zum Himmel erhebend, „nie, ich schwöre es vor Gott, der uns in dieser feierlichen Nacht hört und sieht, nie wird mein Schwert die Eurigen berühren, nie wird mein Auge einen Blick des Zornes, nie mein Herz einen Schlag des Hasses für Euch haben. Wir haben

mit einander gelebt, mit einander gehaßt und geliebt. Wir haben unser Blut vergossen und vermischt, und vielleicht, füge ich noch bei, besteht zwischen uns ein noch mächtigeres Band, als das der Freundschaft, vielleicht besteht der Vertrag des Verbrechens; denn wir haben alle vier ein menschliches Wesen verurtheilt und hingerichtet, das wir von dieser Welt auszuscheiden wohl nicht berechtigt waren, obgleich es mehr der Hölle als dieser Welt anzugehören schien. D'Artagnan, ich habe Euch immer wie meinen Sohn geliebt. Porthos, wir haben zehn Jahre Seite an Seite geschlafen; Aramis ist Euer Bruder, wie der meinige, denn Aramis hat Euch geliebt, wie ich Euch noch liebe, wie ich Euch stets lieben werde. Was kann der Cardinal für uns sein, die wir die Hand und das Herz eines Mannes wie Richelieu bezwungen haben! Was kann dieser oder jener Prinz für uns sein, die wir die Krone auf dem Haupte eines Königs befestigt haben? D'Artagnan, ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich gestern den Degen mit Euch gekreuzt habe. Aramis thut dasselbe für Porthos. Und nun haßt mich, wenn Ihr könnt; aber ich, ich schwöre Euch, daß ich trotz Eures Hasses nur Achtung und Freundschaft für Euch haben werde. Nun wiederholt meine Worte, Aramis, und wenn sie wollen und Ihr wollt, so verlassen wir unsere alten Freunde auf immer."

Es herrschte einen Augenblick ein feierliches Stillschweigen, welches von Aramis unterbrochen wurde.

„Ich schwöre," sagte er mit ruhiger Miene und redlichem Blicke, aber mit einer Stimme, in welcher ein letztes Zittern der Aufregung vibrirte, „ich schwöre, daß ich keinen Haß mehr gegen diejenigen hege, welche meine Freunde waren; ich schwöre, daß ich es bedaure, Euren Degen berührt zu haben, Porthos; ich schwöre endlich, daß sich nicht nur der meinige nicht mehr gegen Eure Brust wenden, sondern daß in der Tiefe meiner geheimsten Gedanken für die Zukunft nicht einmal

ein Schein von feindseligen Gefühlen gegen Euch mehr übrig bleiben wird. Kommt, Athos."

Athos machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

„Oh! nein, nein! geht nicht!" rief d'Artagnan, hingerissen von einer der unwiderstehlichen Aufwallungen, welche die Wärme seines Blutes und die angeborene Rechtschaffenheit seiner Seele verriethen; „geht nicht, denn ich habe auch einen Eid zu leisten. Ich schwöre, daß ich den letzten Tropfen meines Blutes, den letzten Fetzen meines Fleisches geben würde, um die Achtung eines Mannes, wie Ihr, Athos, die Freundschaft eines Mannes, wie Ihr, Aramis, zu erhalten."

Und er stürzte in die Arme von Athos.

„Mein Sohn!" rief Athos, ihn an sein Herz drückend.

„Und ich," sagte Porthos, „schwöre nichts; aber ich ersticke, Sacrebleu! Wenn ich mich gegen Euch schlagen müßte, ich glaube, ich würde mich durchbohren lassen, denn ich habe auf der ganzen Welt nur Euch geliebt."

Und der ehrliche Porthos zerfloß in Thränen, während er sich Aramis in die Arme warf.

„Meine Freunde," sprach Athos, „das ist es, was ich erwartete, das, was ich von zwei Herzen, wie die Eurigen, hoffte; ja, ich habe es gesagt und wiederhole es: unsere Geschicke sind unwiderruflich verbunden, obgleich wir verschiedenen Wegen folgen. Ich achte Eure Meinung, d'Artagnan; ich ehre Eure Ueberzeugung, Porthos; aber obgleich wir uns für entgegengesetzte Sachen schlagen, bleiben wir doch Freunde. Die Minister, die Prinzen werden wie ein Strom hinziehen, der Bürgerkrieg wird wie eine Flamme erlöschen, aber wir, wir werden bleiben, das sagt mir ein Vorgefühl."

„Ja," sprach d'Artagnan, „seien wir stets Musketiere, und behalten wir als einzige Fahne die be-

rühmte Serviette der Bastei Saint-Gervais, auf welche der große Cardinal drei Lilien sticken ließ."

„Ja," sagte Aramis, „Cardinalisten oder Frondeurs, was liegt uns daran! Finden wir nur wieder unsere guten Secundanten für die Zweikämpfe, unsere ergebenen Freunde für die wichtigen Angelegenheiten, unsere lustigen Gefährten für das Vergnügen."

„Und jedes Mal," rief Athos, „so oft wir uns im Gefechte treffen, nehmen wir bei dem einzigen Worte: Place Royale! den Degen in die linke Hand und reichen uns die Rechte, und wäre es mitten im Blutbade!"

„Ihr sprecht zum Entzücken," sagte Porthos.

„Ihr seid der größte Mann," erwiederte d'Artagnan, „und überragt uns um zehn Ellen."

Athos lächelte mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Freude.

„Dieß ist also abgemacht," sprach er. „Auf, meine Herren, Eure Hand. Seid Ihr ein wenig Christen?"

„Bei Gott!" versetzte d'Artagnan.

„Wir werden es bei dieser Gelegenheit sein, um unserem Schwure treu zu bleiben," sagte Aramis.

„Ah, ich bin bereit, bei Allem zu schwören, was man nur will, selbst bei Mahomet! Der Teufel soll mich holen, wenn ich je so glücklich gewesen bin, als in diesem Augenblick."

Und der gute Porthes trocknete seine noch feuchten Augen.

„Hat Einer von Euch ein Kreuz?" fragte Athos.

Porthos und d'Artagnan schauten sich an, wie Menschen, welche unversehens gefaßt werden.

Aramis lächelte und zog aus seiner Brust ein Kreuz von Diamanten, welches an einer Perlenschnur an seinem Halse hing.

„Hier ist eines," sagte er.

„Nun wohl," versetzte Athos, „schwören wir auf dieses Kreuz, das trotz seines Stoffes immerhin ein

Kreuz ist, schwören wir, unter allen Umständen und immer vereinigt zu sein, und möchte dieser Schwur nicht nur uns allein, sondern auch unsere Nachkommen binden. Ist dieser Eid Euch genehm?"

„Ja," antworteten sie einstimmig.

„Ah! Verräther," sagte ganz leise d'Artagnan, indem er sich an das Ohr von Aramis neigte, „Ihr habt uns auf das Crucifix einer Frondeuse schwören lassen."

XI.

Die Fähre.

Wir hoffen, der Leser hat den jungen Reisenden nicht ganz vergessen, den wir auf der Straße nach Flandern ließen.

Sobald Raoul seinen Beschützer, der ihm mit den Augen, vor der Basilica stehend, folgte, aus dem Blicke verlor, gab er seinem Pferde die Sporen, einmal, um seinen schmerzlichen Gedanken zu entfliehen, und dann, um vor Olivain die Bewegung zu verbergen, welche mächtig auf seinen Zügen hervortrat.

Eine Stunde raschen Marsches zerstreute jedoch bald alle die düsteren Dünste, welche die so reiche Einbildungskraft des Jünglings in Betrübniß versetzt hatten. Das unbekannte Vergnügen, frei zu sein, ein Vergnügen, das seine Süßigkeit selbst für diejenigen hat, welche nie unter einer Abhängigkeit litten, vergoldete für Raoul den Himmel und die Erde, und besonders den fernen, azurblauen Horizont des Lebens, den man Zukunft nennt.

Er bemerkte jedoch nach verschiedenen Versuchen eines Gespräches mit Olivain, daß lange Tage auf

diese Art zugebracht, sehr traurig sein müßten, und die so sanfte, so überzeugende Rede des Grafen kam ihm in das Gedächtniß, in Beziehung auf die Städte, die man durchzog, worüber Niemand kostbarere Auskunft geben konnte, als ihm von Athos, dem gelehrtesten und unterhaltendsten von allen Führern, ertheilt worden war.

Noch ein anderes Andenken machte Raoul traurig; nach Louves gelangend, hatte er, hinter einem Vorhange von Pappelbäumen verloren, ein kleines Schloß erblickt, das ihn so stark an la Vallière erinnerte, daß er stille hielt, um es wenigstens zehn Minuten anzuschauen, und sodann seufzend seinen Weg fortsetzte, ohne nur Olivain zu antworten, der ihn nach der Ursache dieser Aufmerksamkeit fragte. Der Anblick der äußeren Gegenstände ist ein geheimnißvoller Conductor, welcher mit den Fibern des Gedächtnisses in Verbindung steht; ist dieser Faden einmal erregt, wie der der Ariadne, so führt er in ein Labyrinth von Gedanken, worin man sich verirrt, wenn man dem Schatten der Vergangenheit folgt, den man Erinnerung nennt. Der Anblick dieses Schlosses hatte Raoul fünfzig Meilen nach Westen zu geworfen, und ihn in seinem Leben zurückgehen lassen, von dem Augenblick, wo er von der kleinen Louise Abschied nahm, bis zu dem, wo er sie zum ersten Male gesehen hatte, und jedes Eichengebüsche, jede Wetterfahne auf einem Schieferdache erschaut, erinnerte ihn daran, daß er, statt zu den Freunden seiner Kindheit zurückzukehren, sich immer mehr von denselben entfernte, und daß er sie vielleicht für immer verlassen hatte.

Das Herz aufgeschwollen, den Kopf schwer, befahl er Olivain, die Pferde in eine kleine Herberge zu führen, die er an der Landstraße, ungefähr in einer halben Büchsenschußweite vorwärts von dem Orte erblickte, zu welchem man gelangt war. Er selbst stieg ab, blieb

unter einer schönen Gruppe von blühenden Kastanienbäumen, um welche zahllose Bienen summten, und beauftragte Olivain, ihm durch den Wirth Briefpapier und Tinte auf einen Tisch bringen zu lassen, der wie zum Schreiben aufgestellt zu sein schien.

Olivain gehorchte und setzte seinen Weg fort, während Raoul die Ellbogen auf den Tisch gestützt da saß, mit den Blicken hinausschweifend über diese schöne, ganz mit grünen Feldern und Baumgruppen durchstreute Landschaft, indeß von Zeit zu Zeit Blüthen wie Schneeflocken auf sein Haupt herabfielen.

Raoul verweilte hier ungefähr seit zehn Minuten und war etwa fünf in seine Träumereien versunken, als er in dem Kreise, welchen seine zerstreuten Blicke umfaßten, eine röthliche Figur sich bewegen sah, die, eine Serviette unter dem Arm, eine weiße Mütze auf dem Kopfe, sich mit Papier, Tinte und Feder ihm näherte.

„Ah! ah! sprach die Erscheinung, man sieht, alle Edelleute haben dieselben Gedanken, denn vor kaum einer Viertelstunde hat ein junger Segneur, gut beritten, wie Ihr, von vornehmem Aussehen, wie Ihr, und ungefähr von Euerem Alter, vor dieser Baumgruppe Halt gemacht; er befahl diesen Tisch und diesen Stuhl zu bringen, speiste hier mit einem alten Herrn, der sein Hofmeister zu sein schien, eine Pastete, von der sie kein Stückchen übrig ließen, und trank mit seinem Begleiter eine Flasche alten Macon-Wein, von der nicht ein Tropfen übrig blieb; zum Glücke haben wir noch von demselben Wein und ähnliche Pasteten, und wenn der gnädige Herr befehlen wollte...“

„Nein mein Freund,“ antwortete Raoul lächelnd, „ich danke Euch ich bedarf für jetzt nur der Dinge, die ich habe verlangen lassen; freilich würde es mir sehr lieb sein, wenn die Tinte schwarz, und die Feder gut wäre; in diesem Falle würde ich für die Feder den Preis der Flasche, und für die Tinte den Preis der Pastete bezahlen.“

„Ganz wohl, gnädiger Herr," sprach der Wirth, „dann will ich die Pastete und die Flasche Euerem Bedienten geben; Ihr bekommt auf diese Art die Feder und die Tinte in den Kauf."

„Macht es, wie Ihr wollt," erwiderte Raoul, der seine Lehre bei dieser ganz besondern Klasse der Gesellschaft begann, welche, als es auf den Landstraßen noch Räuber gab, mit diesen associrt war, und seitdem es keine mehr gibt, dieselben auf eine vortheilhafte Weise ersetzt hat.

Ueber seine Einnahme beruhigt, legte der Wirth Papier, Tintenfaß und Feder auf den Tisch. Zufälliger Weise war die Feder ziemlich gut und Raoul schickte sich an, zu schreiben.

Der Wirth blieb vor ihm stehen und betrachtete mit einer Art von unwillkürlicher Bewunderung dieses reizende, so sanfte und zugleich so ernste Antlitz. Die Schönheit ist stets eine Königin gewesen und wird immer eine sein.

„Das ist kein Gast, wie der von vorhin," sagte der Wirth zu Olivain, welcher wieder zu Raoul zurückgekehrt war, um zu sehen, ob er nichts bedürfte, „und Euer junger Herr hat keinen Appetit."

„Der Herr hatte noch vor drei Tagen, aber seit vorgestern hat er ihn verloren."

Und Olivain und der Wirth wandelten nach der Herberge zurück, wobei Olivain, nach Art der über ihre Lage glücklichen Bedienten, dem Herbergvater Alles erzählte, was er in Beziehung auf den jungen Edelmann sagen zu können glaubte.

Mittlerweile schrieb Raoul:

„Mein Herr,

„Nach einem Marsche von vier Stunden halte ich an, um Euch zu schreiben, denn Ihr fehlt mir jeden Augenblick, und ich bin immer im Begriff, den Kopf umzudrehen, wie um zu antworten, wenn Ihr mit mir sprachet. Ich war so betäubt von Euerem Abgang und wurde über unsere Trennung dergestalt von Kummer

ergriffen, daß ich Euch nur schwach Alles das ausgedrückt habe, was ich an Zärtlichkeit und Dankbarkeit für Euch fühle. Ihr werdet mich entschuldigen, denn Euer Herz ist so edel, daß Ihr Alles begreift, was in dem meinigen vorging. Schreibt mir doch, ich bitte Euch, denn Euere Rathschläge bilden einen Theil meines Daseins; und dann, wenn ich es Euch gestehen darf, bin ich unruhig: es kam mir vor, als schicktet Ihr Euch selbst zu einer gefahrvollen Unternehmung an, über welche ich Euch nicht zu befragen wagte, weil Ihr mir nichts davon sagtet. Ihr seht, ich bedarf sehr der Kunde von Euch. Seitdem ich Euch nicht mehr bei mir habe, befürchte ich jeden Augenblick zu fehlen. Ihr unterstütztet mich mächtig, Herr, und heute, ich schwöre es Euch, fühle ich mich sehr allein.

„Wolltet Ihr wohl die Gefälligkeit haben, wenn Ihr Nachricht von Blois bekommt, mir einige Worte von meiner kleinen Freundin, Fräulein de la Vallière, zu schreiben, deren Gesundheit, wie Ihr wißt, bei unserer Abreise zu einiger Besorgniß Anlaß geben konnte. Ihr begreift, mein Herr und theuerer Beschützer, wie die Erinnerungen aus der Zeit, die ich bei Euch zugebracht habe, mir so kostbar und wesentlich sind. Ich hoffe, Ihr werdet auch zuweilen an mich denken, und wenn ich Euch zu gewissen Stunden fehle, wenn Ihr etwas wie einen kleinen Kummer über meine Abwesenheit fühlt, so wird mich Freude bei dem Gedanken erfüllen, daß Ihr meine Liebe und Ergebenheit für Euch empfunden habt, und daß ich sie Euch begreiflich zu machen verstand, während ich das Glück genoß, in Euerer Nähe zu leben.“

Als dieser Brief vollendet war, fühlte sich Raoul ruhiger. Er schaute umher, ob Olivain und der Wirth ihn nicht betrachteten, drückte einen Kuß auf dieses Papier, eine stumme, rührende Liebkosung, welche Athos, den Brief öffnend, zu errathen fähig war.

Während dieser Zeit hatte Olivain seine Flasche

geleert und seine Pastete gegessen; die Pferde waren erfrischt; Raoul machte dem Wirth ein Zeichen, herbeizukommen, warf einen Thaler auf den Tisch, stieg wieder zu Roß und gab in Senlis den Brief auf die Post.

Die Ruhe, welche Pferde und Reiter genossen hatten, erlaubte ihnen den Marsch ohne Aufenthalt fortzusetzen. In Verberie befahl Raoul Olivain, sich nach dem jungen Edelmann zu erkundigen, der ihm voraus reiste. Man hatte ihn vor drei Viertelstunden durchkommen sehen; aber er war gut beritten, wie der Wirth gesagt hatte, und marschirte in raschem Zuge.

„Wir wollen diesen Edelmann einzuholen suchen," sprach Raoul zu Olivain; „er geht, wie wir, zum Heere, und wird eine angenehme Gesellschaft für uns sein."

Es war vier Uhr Nachmittags, als Raoul nach Compiègne gelangte; er speiste mit gutem Appetit zu Mittag und erkundigte sich abermals nach dem jungen Edelmann, der ihm vorausritt: er hatte, wie Raoul, im Gasthofe zur Glocke und Flasche angehalten, welcher der beste in Compiègne war, und sodann seine Reise mit der Bemerkung fortgesetzt, er wolle in Noyon über Nacht bleiben.

„Bleiben wir auch in Noyon," sprach Raoul.

„Gnädiger Herr," erwiederte ehrfurchtsvoll Olivain, „erlaubt mir zu bemerken, wir haben diesen Morgen unsere Pferde bereits sehr angestrengt. Es wäre, glaube ich, gut, hier zu übernachten und morgen frühzeitig weiter zu reisen. Achtzehn Meilen genügen für eine erste Etappe."

„Der Herr Graf de la Fère wünscht, daß ich mich beeile," antwortete Raoul, „und ich soll am Morgen des vierten Tages den Herrn Prinzen eingeholt haben. Reiten wir noch bis Noyon, das ist dann eine Etappe der ähnlich, welche wir bei unserer Reise von Blois nach Paris gemacht haben. Wir kommen um acht Uhr an; die Pferde haben die ganze Nacht, um ausz

ruhen, und morgen früh um fünf Uhr setzen wir uns wieder in Marsch."

Olivain wagte es nicht, sich diesem Entschlusse zu widersetzen, aber er folgte murrend.

„Geht, geht," sprach er durch die Zähne; „werft Euer Feuer am ersten Tage weg. Morgen macht Ihr statt eines Marsches von zwanzig Meilen einen von zehn, übermorgen einen von fünf und in drei Tagen liegt Ihr im Bette. Ah! Ihr hättet sehr der Ruhe nöthig; alle diese jungen Leute sind Prahler."

Man sieht, daß Olivain in der Schule der Planchet und Grimaud erzogen worden war.

Raoul fühlte sich wirklich müde; aber er wünschte seine Kräfte zu versuchen, und, genährt von den Grundsätzen von Athos, fest überzeugt, daß er ihn tausendmal von Etappen von fünf und zwanzig Stunden hatte sprechen hören, wollte er nicht unter seinem Musterbilde bleiben. D'Artagnan, dieser Mann von Eisen, welcher ganz von Nerven und Muskeln gebaut zu sein schien, hatte seine Bewunderung hervorgerufen.

Er ritt also immer fort, wobei er von Zeit zu Zeit den Gang seines Pferdes, trotz der Bemerkungen von Olivain, zu beschleunigen suchte und einer reizenden schmalen Straße folgte, welche zu einer Fähre führte und den Weg um eine Meile abkürzte, wie man ihn versichert hatte, als er, den Gipfel eines Hügels erreichend, den Fluß vor sich erblickte. Eine kleine Truppe von Männern zu Pferde hielt am Ufer, bereit, sich einzuschiffen. Raoul zweifelte nicht, es wäre der Edelmann und sein Geleite. Er rief, war aber noch zu weit entfernt, um gehört zu werden. Raoul setzte sein Pferd, so müde es auch war, in Galopp, doch eine wellenförmige Erhöhung des Bodens entzog ihm bald den Anblick der Reisenden, und als er auf eine neue Anhöhe gelangte, hatte die Fähre das Ufer verlassen und schwamm nach dem entgegengesetzten Gestade.

Als Raoul sah, daß er nicht zeitig genug hinabgelangen konnte, um mit den Reisenden über den Fluß zu setzen, hielt er an und wartete auf Olivain.

In diesem Augenblick hörte man einen Schrei, welcher vom Flusse zu kommen schien. Raoul wandte sich auf die Seite, von wo der Schrei erscholl, hielt die Hand über seine Augen, welche die untergehende Sonne blendete, und rief:

„Olivain, was seh' ich da unten?"

Ein zweiter, noch durchdringenderer Schrei erscholl unten.

„Ei, gnädiger Herr," sagte Olivain, „das Seil der Fähre ist gebrochen und das Schiff fällt ab. Aber was seh' ich im Wasser? Es kämpft!"

„Allerdings!" rief Raoul, seine Blicke auf einen Punkt im Flusse heftend, welchen die Sonnenstrahlen glänzend beleuchteten, „ein Pferd, ein Reiter!'

„Sie sinken!" rief Olivain.

Es war so, und Raoul hatte die Gewißheit erlangt, daß ein Unfall geschehen war und daß ein Mensch mit den Wellen kämpfte. Er ließ seinem Pferde die Zügel schießen, drückte ihm die Sporen in den Leib, und das Thier sprang, vom Schmerze gestachelt, über eine Art von Geländer, welches den Landungsplatz umgab, und fiel in den Fluß, wobei Schaumwogen in die Ferne spritzten.

„Ah, gnädiger Herr!" rief Olivain, „was macht Ihr? Mein Gott und Vater!"

Raoul lenkte sein Pferd nach dem Unglücklichen, der in Gefahr schwebte. Es war dies übrigens ein ihm bekanntes Manoeuvre. An den Ufern der Loire geboren, war er gleichsam in ihren Wellen gewiegt worden; hundertmal hatte er sie zu Pferde, tausendmal schwimmend durchzogen. Die Zeit vorhersehend, wo er aus dem Vicomte einen Soldaten machen würde, hatte Athos ihn an alle diese Unternehmungen gewöhnt.

„O mein Gott!" fuhr Olivain ganz in Verzweiflung fort, „was würde der Herr Graf sagen, wenn er Euch erblickte!"

„Der Herr Graf hätte es gemacht, wie ich," antwortete Raoul, sein Pferd kräftig antreibend.

„Aber ich, aber ich!" rief Olivain, der sich ganz bleich am Ufer hin und hertrieb, „wie soll ich hinüberkommen?"

„Spring, Hasenherz!" rief Raoul, beständig schwimmend.

Dann sich an den Reisenden wendend, der sich zwanzig Schritte vor ihm abarbeitete, sprach er:

„Muth, mein Herr, Muth, man kommt Euch zu Hülfe!"

Olivain ritt vor und wich wieder zurück, ließ sein Pferd sich bäumen und sich winden und stürzte endlich, von der Scham im Herzen ergriffen, wie Raoul in den Fluß, wobei er aber wiederholte: „Ich bin todt! wir sind verloren!"

Die Fähre lief indessen rasch, von der Strömung erfaßt, den Fluß hinab, und man hörte diejenigen, welche sie forttrug, laut um Hülfe rufen.

Ein Mann mit grauen Haaren war von der Fähre in den Fluß gesprungen und schwamm kräftig gegen die Person, welche dem Ertrinken nahe war. Aber er rückte nur langsam vorwärts, denn er mußte gegen den Strom schwimmen.

Raoul setzte seinen Weg fort und kam sichtbar weiter; aber das Pferd und der Reiter, die er nicht aus dem Blicke verlor, sanken offenbar immer mehr unter. Das Pferd hatte nur noch die Nüstern über dem Wasser und der Reiter, welcher bei der Anstrengung gegen die Wellen die Zügel los ließ, streckte die Arme aus und hielt seinen Kopf vorwärts. Noch eine Minute und Alles verschwand.

„Muth!" rief Raoul. Muth!"

Das Wasser lief über den Kopf des Ertrinkenden und erstickte seine Stimme im Munde.

Raoul warf sich von seinem Pferde, dem er die Sorge für seine Selbsterhaltung überließ, und in drei bis vier Stößen war er bei dem Edelmann. Er ergriff sogleich das Pferd bei der Kinnkette und hob ihm den Kopf über das Wasser; das Thier athmete nun freier und verdoppelte seine Anstrengungen, als ob es begriffen hätte, man käme ihm zu Hülfe. Raoul faßte zu gleicher Zeit eine von den Händen des jungen Mannes und führte sie an die Mähne, an welcher sie sich mit der Festigkeit des Ertrinkenden anklammerte. Ueberzeugt, daß der Reiter nicht mehr loslassen würde, beschäftigte sich Raoul nur noch mit dem Pferde, das er nach dem entgegengesetzten Ufer lenkte, wobei er es im Durchschneiden des Wassers unterstützte und mit der Zunge ermuthigte.

Bald stieß das Thier auf einen festen Grund und faßte Fuß auf dem Sande.

„Gerettet!" rief der Mann mit den grauen Haaren, welcher nun ebenfalls Fuß faßte.

„Gerettet!" murmelte maschinenmäßig der Edelmann, ließ die Mähne los und glitt über den Sattel herab in die Arme von Raoul.

Raoul war nur zehn Schritte vom Ufer entfernt. Er trug den ohnmächtigen Jüngling dahin, legte ihn auf das Gras, riß die Schnüre seines Kragens auf und löste die Spangen seines Wammses.

Eine Minute nachher war der Mann mit den grauen Haaren bei ihm.

Olivain hatte ebenfalls nach vielen Bekreuzungen das Ufer erreicht, und die Leute von der Fähre lenkten diese, so gut sie konnten, mit Hülfe einer Stange, welche sich zufällig in dem Schiffe befand, nach dem Lande.

Allmählig kehrte durch die Bemühungen von Raoul und dem Manne, welcher den jungen Cavalier begleitete,

das Leben auf die bleichen Wangen des Sterbenden zurück, welcher nun die Augen wieder öffnete, ganz verwirrt umherschaute, dann aber bald seine Blicke auf denjenigen heftete, welcher ihn gerettet hatte.

„Ah, mein Herr!“ rief er, „Euch suchte ich: ohne Euch wäre ich todt, dreimal todt!“

„Aber man erwacht wieder, wie Ihr seht, mein Herr,“ antwortete Raoul, „und wir sind mit einem Bade davon gekommen.“

„Welchen Dank sind wir Euch schuldig!“ rief der Mann mit dem grauen Haare.

„Ihr seid hier, mein guter d'Arminges! ich habe Euch sehr bange gemacht, nicht wahr? Aber das ist Euer Fehler: Ihr waret mein Lehrer, warum habt Ihr mich nicht besser schwimmen gelehrt?“

„Ah, Herr Graf,“ sprach der Greis, „wenn Euch Unheil widerfahren wäre, ich hätte es nie wieder gewagt, mich vor dem Herrn Marschall zu zeigen!“

„Aber wie hat sich denn diese Sache ereignet?“ fragte Raoul.

„Mein Herr, auf die einfachste Weise,“ antwortete derjenige, welchem man den Grafentitel gegeben hatte. „Wir hatten ungefähr den dritten Theil des Flusses erreicht, als das Seil der Fähre zerriß. Bei dem Geschrei und den Bewegungen der Ruderer scheute mein Pferd und sprang in den Fluß. Ich schwimme schlecht und wagte es nicht, mich in das Wasser zu werfen. Statt die Bewegungen meines Rosses zu unterstützen, lähmte ich sie und war nahe daran, auf das Allerschönste zu ertrinken, als Ihr gerade zur rechten Zeit kamet, um mich aus dem Flusse zu ziehen. Wenn Ihr wollt, mein Herr, so gehören wir uns von nun an auf Leben und Tod.“

„Mein Herr,“ sprach Raoul sich verbeugend, „ich bin, das versichere ich Euch, ganz und gar Euer Diener.“

„Ich heiße Graf von Guiche,“ fuhr der Reiter

fort. „Mein Vater ist der Marschall von Grammont. Und nun, da Ihr wißt, wer ich bin, so werdet Ihr mir wohl die Ehre erzeigen, mir zu sagen, wer Ihr seid."

„Ich bin der Vicomte von Bragelonne," sprach Raoul, erröthend, daß er seinen Vater nicht nennen konnte, wie es der Graf von Guiche gethan hatte.

„Vicomte, Euer Antlitz, Eure Güte und Euer Muth ziehen mich zu Euch hin, Ihr habt bereits meine ganze Dankbarkeit. Umarmen wir uns, ich bitte Euch um Eure Freundschaft."

„Mein Herr," erwiederte Raoul, dem Grafen seine Umarmung zurückgebend, „auch ich liebe Euch bereits mit meinem ganzen Herzen. Gebraucht mich, ich bitte Euch, wie einen ergebenen Freund."

„Und nun, wohin geht Ihr? fragte von Guiche.

„Zu dem Heere des Herrn Prinzen, Graf."

„Ich ebenfalls," rief der junge Mann, im höchsten Maße erfreut. „Schön, schön, wir thun den ersten Pistolenschuß mit einander."

„So ist es gut; liebt Euch!" sprach der Hofmeister. „Beide noch jung, habt Ihr ohne Zweifel ein Gestirn und mußtet Euch treffen."

Die zwei jungen Leute lächelten mit dem Vertrauen der Jugend.

„Nun aber," sprach der Hofmeister, „müßt Ihr die Kleider wechseln. Eure Lackeien, denen ich in dem Augenblick, wo sie die Fähre verließen, Befehl gegeben habe, müssen bereits im Gasthofe angelangt sein. Frische Wäsche und Wein erwärmen. Kommt!"

Die jungen Leute hatten gegen diesen Vorschlag keine Einwendung zu machen; sie fanden denselben im Gegentheil vortrefflich, stiegen wieder zu Pferde und schauten sich beide einander bewundernd an: es waren in der That zwei schmucke Reiter von schlankem, hohem Wuchse, zwei edle Gesichter mit freier Stirne, sanftem, stolzem Blicke, redlichem, feinem Lächeln. Von

Guiche mochte ungefähr achtzehn Jahre alt sein, aber er war kaum größer als Raoul, welcher erst fünfzehn zählte.

Sie reichten sich mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand, spornten ihre Pferde und ritten neben einander von dem Flusse nach dem Gasthofe. Der Eine fand dieses Leben, welches er beinahe hätte verlassen müssen, schön und lachend; der Andere dankte Gott, daß er bereits hinreichend gelebt hatte, um im Stande gewesen zu sein, Etwas zu thun, wodurch er seinen Beschützer erfreuen würde.

Olivain war der Einzige, den diese schöne Handlung seines Herrn nicht völlig befriedigte. Er drehte die Aermel und Schöße seines Kleides und dachte dabei, daß ein Halt in Compiègne ihn nicht allein vor dem Unfalle, welchem er nun entgangen war, sondern auch vor Brustflüssen und Rheumatismen geschützt hätte, welche eine natürliche Folge seines Bades sein müßten.

XII.

Das Scharmützel.

Der Aufenthalt in Noyon war kurz. Jeder schlief daselbst einen guten Schlaf. Raoul hatte Befehl gegeben, ihn zu wecken, wenn Grimaud ankäme; aber Grimaud kam nicht.

Die Pferde wußten wohl ebenfalls die acht Stunden vollkommener Ruhe und die ausgezeichnete Streu zu schätzen, die ihnen vergönnt waren. Der Graf Guiche wurde um fünf Uhr von Raoul geweckt, der ihm einen guten Morgen wünschte. Man frühstückte eilig und hatte um sechs Uhr bereits zwei Meilen zurückgelegt.

Die Unterhaltung des jungen Grafen war äußerst anziehend für Raoul. Raoul hörte viel und der junge Graf erzählte fortwährend. Er war in Paris erzogen, welches Raoul nur ein einziges Mal gesehen hatte, an einem Hofe, den Raoul nie erblickt, und so bildeten seine Pagenstreiche und zwei Duelle, die er bereits trotz der Edicte und trotz seines Hofmeisters gefunden hatte, Dinge von dem höchsten Interesse für Raoul. Raoul war nur bei Herrn Scarron gewesen; er nannte Guiche die Personen, die er dort gesehen hatte. Guiche kannte Jedermann: Frau von Neuillan, Fräulein d'Aubigni, Fräulein von Scudery, Fräulein Paulet, Frau von Chevreuse. Er spottete über alle Welt mit Geist und Raoul dachte mit Zittern, er könnte auch über Frau von Chevreuse spotten, für die er eine wahre und tiefe Sympathie hegte; aber mag es Instinkt, mag es Vorliebe für die Herzogin von Chevreuse gewesen sein, er sagte alles mögliche Gute von ihr. Die Freundschaft von Raoul verdoppelte sich durch diese Lobeserhebungen.

Dann kam der Artikel der Galanterien und Liebschaften. In dieser Beziehung hatte Bragelonne auch mehr zu hören, als zu sagen. Er hörte also und es kam ihm vor, als erblickte er durch zwei bis drei ziemlich durchsichtige Abenteuer, daß der Graf, wie er, im Grunde seines Herzens ein Geheimniß verbarg.

Von Guiche war, wie gesagt, am Hofe erzogen worden und die Intriguen des ganzen Hofes waren ihm bekannt. Es war der Hof, von dem Raoul den Grafen de la Fère hatte sprechen hören; nur hatte derselbe seit der Zeit, wo ihn Athos selbst gesehen, bedeutend die Gestalt verändert. Die ganze Erzählung des Grafen von Guiche war daher neu für seinen Reisegefährten. Spöttisch und witzig ließ der junge Graf alle Welt die Revue passiren. Er erzählte von den ehemaligen Liebschaften von Frau von Longueville mit Coligny und dem Duelle des letzteren auf der Place Royale, welches für ihn ein so unseliges Ende nahm;

von den neuen Liebschaften von Frau von Longueville mit dem Prinzen von Marsillac, welcher so eifersüchtig war, wie man sagte, daß er alle Welt zu tödten trachtete, sogar seinen Gewissensrath, den Abbé d'Herblay; von der Liebschaft des Prinzen von Wales mit Mademoiselle, die man später die große Mademoiselle nannte und die seitdem durch ihre geheime Verheirathung mit Lauzun so berühmt geworden ist; die Königin selbst wurde nicht verschont und Mazarin bekam auch seinen Theil von dem Spotte.

Der Tag ging rasch wie eine Stunde vorüber; der Hofmeister des Grafen, ein Lebemann, ein Weltmann, ein Gelehrter bis unter die Zähne, wie sein Zögling sagte, erinnerte Raoul wiederholt an die tiefe Bildung und den geistreichen, beißenden Witz von Athos. Aber was die Anmuth, die Zartheit und den Adel der äußeren Erscheinung betrifft, so konnte in dieser Beziehung Niemand mit dem Grafen de la Fère verglichen werden.

Mehr geschont, als am Tage zuvor, hielten die Pferde gegen vier Uhr Abends in Arras an. Man näherte sich dem Kriegsschauplatze und beschloß, bis am andern Tage in dieser Stadt zu bleiben, da Abtheilungen von Spaniern zuweilen die Nacht benützten, um Streifzüge bis in die Gegend von Arras zu machen.

Das französische Heer hielt sich von Pont-à-Marc bis Valenciennes. Man sagte, der Prinz selbst sei in Bethune.

Das feindliche Heer erstreckte sich von Cassel bis Courtray, und da es keine Art von Plünderungen und Gewaltthaten gab, welche es nicht verübte, so verließen die armen Bewohner der Flecken ihre vereinzelten Wohnungen und suchten Zuflucht in den befestigten Städten, welche ihnen Schutz verhießen.

Man sprach von einer nahe bevorstehenden Schlacht, welche entscheidend werden sollte, während der Herr Prinz nur in Erwartung von Verstärkungen, die ihm

zukommen sollten, manoeuvrirt hatte. Die jungen Leute freuten sich, gerade zu rechter Zeit anzukommen.

Sie speisten mit einander zu Nacht und schliefen in demselben Zimmer. Sie waren in dem Alter rascher Freundschaften. Es kam ihnen vor, als könnten sie sich seit ihrer Geburt und als wäre es ihnen unmöglich, sich je wieder zu verlassen.

Der Abend wurde zu Gesprächen über den Krieg benützt; die Lackeien putzten die Waffen, die jungen Leute luden ihre Pistolen für den Fall eines Scharmützels, und sie erwachten in Verzweiflung, denn Beide hatten geträumt, sie kämen zu spät, um an der Schlacht Theil zu nehmen.

Am Morgen verbreitete sich das Gerücht, der Prinz von Condé habe Bethune geräumt, um sich nach Carvin zurückzuziehen, jedoch nicht ohne eine Garnison in erster Stadt zu lassen. Da aber diese Nachricht nichts Bestimmtes ausdrückte, so beschlossen die jungen Leute, ihren Weg nach Bethune fortzusetzen, da es ihnen frei stünde, wenn sie unterwegs bestimmte Kunde erhielten, schräg abzureiten und nach Carvin zu marschiren.

Der Hofmeister des Grafen von Guiche kannte das Land vollkommen. Er schlug daher vor, einen Weg zu wählen, welcher die Mitte zwischen der Straße nach Lens und der nach Bethune hielt, wobei man in Ablain Erkundigungen einziehen sollte. Für Grimaud wurde eine Marschroute zurückgelassen.

Man brach um sieben Uhr Morgens auf.

Von Guiche, welcher jung und begeistert war, sprach zu Raoul:

„Wir sind drei Herren und drei Knechte; unsere Knechte sind gut bewaffnet und der Eurige scheint mir ein Starrkopf zu sein."

„Ich habe ihn nie bei der Arbeit gesehen," antwortete Raoul, „aber er ist ein Bretagner und das verspricht etwas."

„Ja, ja," versetzte von Guiche, „ich bin überzeugt,

er würde bei Gelegenheit einen Musketenschuß thun. Ich, was mich betrifft, habe zwei sichere Männer, welche mit meinem Vater den Krieg machten. Wir bilden auf diese Art sechs schlagfertige Männer. Wenn wir eine kleine Truppe von Parteigängern, der unserigen an Anzahl gleich oder sogar überlegen fänden, würden wir nicht angreifen, Raoul?"

„Holla! Ihr jungen Leute, holla!" sprach der Hofmeister, sich in das Gespräch mischend. „Wie rasch geht Ihr doch? — Gottes Blut! Und meine Instructionen, Herr Graf? Vergeßt Ihr, daß ich Befehl habe, Euch gesund und wohlbehalten zu dem Herrn Prinzen zu führen? Seid Ihr einmal bei dem Heere, so mögt Ihr Euch tödten lassen, wenn es Euch Vergnügen macht. Aber bis dahin erkläre ich Euch, daß ich in meiner Eigenschaft als Heerführer den Rückzug befehle und bei der ersten Feder, die ich erblicke, den Rücken wende."

Von Guiche und Raoul blickten sich lächelnd aus dem Augenwinkel an. Das Land wurde ziemlich bedeckt und man traf von Zeit zu Zeit kleine Truppen von Bauern, welche, ihr Vieh vor sich hertreibend und ihre kostbarsten Gegenstände in Karren führend oder auf den Armen tragend, sich zurückzogen.

Man kam ohne Unfall nach Albain. Hier erkundigte man sich und erfuhr der Herr Prinz habe sich wirklich von Bethune entfernt und halte sich zwischen Cambrin und Venthie. Man schlug nun, beständig eine Anweisung für Grimaud zurücklassend, einen Querweg ein, welcher in einer halben Stunde die kleine Truppe an das Ufer eines schmalen Baches führte, der sich in die Lys ergießt.

Das Land war reizend von smaragdgrünen Thälern durchschnitten. Von Zeit zu Zeit fand man kleine Gehölze, durch welche sich der Pfad zog, dem die Reiter folgten. Bei jedem von diesen Gehölzen ließ der Hofmeister aus Furcht vor einem Hinterhalte zwei Lackeien des Grafen an die Spitze reiten, welche so die Vorhut

bildeten. Der Hofmeister selbst und die jungen Leute stellten das Armeecorps vor, und Olivain, den Carabiner auf dem Knie, das Auge auf der Lauer, bewachte den Rücken.

Seit einiger Zeit erblickte man ein ziemlich dichtes Gehölze am Horizont. Bis auf hundert Schritte zu demselben gelangt, traf Herr d'Arminges seine gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln und schickte die zwei Lackeien des Grafen voraus.

Die Lackeien verschwanden unter den Bäumen, die jungen Leute und der Hofmeister folgten lachend und plaudernd ungefähr auf hundert Schritte. Olivain hielt sich in gleicher Entfernung hinter diesen, als plötzlich fünf bis sechs Musketenschüsse erschollen. Der Hofmeister schrie Halt, die jungen Leute gehorchten und parirten ihre Pferde. In demselben Augenblicke sah man die zwei Lackeien im Galopp zurückkehren.

Ungeduldig, die Ursache dieses Musketenfeuers zu erfahren, ritten die zwei jungen Leute den Lackeien entgegen. Der Hofmeister folgte ihnen.

„Seid Ihr angehalten worden?“ fragten lebhaft die jungen Leute.

„Nein,“ antworteten die Lackeien; „wir sind sogar wahrscheinlich nicht gesehen worden. Die Flintenschüsse erschollen ungefähr hundert Schritte vor uns in dem dicksten Theile des Gehölzes, und wir sind zurückgekommen, um Befehl einzuholen.“

„Meine Meinung,“ sprach Herr d'Arminges, „und im Falle der Noth mein Wille ist, daß wir uns zurückziehen. Dieses Gehölze kann einen Hinterhalt verbergen.“

„Habt Ihr denn nichts gesehen?“ fragte der Graf einen Lackeien.

„Es kam mir vor,“ antwortete dieser, „als erblickte ich gelb gekleidete Reiter, welche nach dem Bette des Baches eilten.“

„So ist es," sprach der Hofmeister, „wir sind in eine Abtheilung von Spaniern gefallen. Zurück, meine Herren, zurück!"

Die jungen Leute berathschlagten aus dem Augenwinkel und in derselben Secunde hörte man einen Pistolenschuß, worauf ein zwei- oder dreimaliges Hülferufen erfolgte.

Die zwei jungen Leute versicherten sich durch einen letzten Blick, daß jeder von ihnen geneigt war, nicht zurückzuweichen, und da der Hofmeister bereits sein Pferd umgedreht hatte, so ritten sie rasch vorwärts, Raoul rief: „Herbei, Olivain!" der Graf von Guiche rief: „Herbei, Urbain und Blanchet!" —

Und ehe sich der Hofmeister von seinem Erstaunen erholt hatte, waren sie im Walde verschwunden.

Zu derselben Zeit, wo sie ihren Pferden die Sporen gaben, nahmen die jungen Leute die Pistole in die Faust.

Fünf Minuten nachher waren sie an der Stelle, von der der Lärm gekommen zu sein schien. Dann ließen sie ihre Pferde langsam gehen und rückten vorsichtig vor.

„Stille," sagte von Guiche, „Reiter!"

„Ja, drei zu Pferde und drei, welche abgestiegen sind."

„Was machen sie? Seht Ihr?"

„Ja, es scheint mir, sie durchsuchen einen Verwundeten oder Todten."

„Das ist eine feige Mordthat," sprach von Guiche.

„Es sind jedoch Soldaten," versetzte Bragelonne.

„Wohl, aber Parteigänger, das heißt Straßenräuber."

„Vorwärts!" sagte Raoul.

„Marsch!" sprach von Guiche.

„Meine Herren!" rief der arme Hofmeister, „meine Herren, in des Himmels Namen!..."

Aber die jungen Leute hörten nicht. Sie waren

wetteifernd fortgesprengt, und das Geschrei des Hofmeisters hatte keinen andern Erfolg, als daß es die Spanier aufmerksam machte.

Die drei Parteigänger zu Pferde gallopirten sogleich den jungen Leuten entgegen, während die drei andern die zwei Reisenden vollends plünderten, denn, der Gruppe näher kommend, bemerkten die jungen Leute, daß statt eines Körpers zwei ausgestreckt waren.

Auf zehn Schritte von den Spaniern schoß von Guiche zuerst und fehlte seinen Mann. Der Spanier, welcher Raoul entgegenritt, schoß ebenfalls, und Raoul fühlte am linken Arme einen Schmerz, einem Peitschenhiebe ähnlich. Auf vier Schritte drückte Raoul ab und der Spanier streckte, mitten in die Brust getroffen, die Arme aus und fiel rücklings auf sein Pferd, welches sich umwandte und ihn forttrug.

In diesem Augenblick sah Raoul durch eine Wolke einen Musketenlauf nach sich richten. Er erinnerte sich des Rathes von Athos und ließ durch eine Bewegung, rasch wie der Blitz, sein Roß sich bäumen; der Schuß ging los.

Das Pferd machte einen Seitensprung und stürzte, das Bein von Raoul unter sich drückend, nieder.

Der Spanier warf sich, seine Muskete beim Laufe nehmend, um Raoul mit dem Kolben den Schädel einzuschlagen, vorwärts.

Unglücklicher Weise konnte Raoul in seiner Lage weder den Degen aus der Scheide noch die Pistole aus dem Holfter ziehen. Er sah den Kolben über seinem Haupte schwingen und drückte unwillkürlich seine Augen zu, als Guiche mit einem Sprunge zu dem Spanier gelangte und diesem die Pistole an die Kehle setzte.

„Ergebt Euch," sagte er, „oder Ihr seid des Todes!"

Die Muskete entfiel den Händen des Soldaten, und dieser ergab sich in demselben Augenblick.

Guiche rief einem von seinen Lackeien, übergab ihm den Gefangenen zur Bewachung, mit dem Befehl, ihm den Hirnschädel zu zerschmettern, wenn er eine Bewegung zur Flucht machen würde, sprang von seinem Pferde und näherte sich Raoul.

„Meiner Treue, Herr!“ sagte Raoul lachend, obgleich seine Bläſſe die unvermeidliche Aufregung einer ersten Affaire verrieth, „Ihr bezahlt Eure Schulden schnell und wolltet keine lange Verbindlichkeit gegen mich haben; ohne Euch,“ fügte er, die Worte des Grafen wiederholend, bei, „wäre ich todt, dreimal todt!“

„Mein Feind ließ mir, die Flucht ergreifend, die Möglichkeit, Euch zu Hülfe zu kommen,“ antwortete von Guiche. „Aber seid Ihr ernstlich verwundet? Ich sehe Euch ganz voll Blut.“

„Ich glaube,“ erwiederte Raoul, „ich habe etwas wie eine Schramme am Arm. Helft mir, daß ich mich unter dem Pferde vorziehe, und ich hoffe, wir werden unsere Reise sogleich wieder fortsetzen können.“

Herr d'Arminges und Olivain waren bereits abgestiegen und suchten das Pferd aufzuheben, welches sich im Todeskampfe zerarbeitete. Es gelang Raoul, seinen Fuß aus dem Steigbügel und sein Bein unter dem Pferde hervorzuziehen, und in einem Augenblick stand er aufrecht.

„Nichts gebrochen?“ fragte von Guiche.

„Meiner Treue, dem Himmel sei Dank, nichts,“ antwortete Raoul.

„Aber was ist aus den Unglücklichen geworden, welche die Elenden tödteten?“

„Wir sind zu spät gekommen, sie haben die Armen, wie ich glaube, umgebracht und, ihre Beute mit sich schleppend, die Flucht ergriffen; meine zwei Lackeien sind bei den Leichnamen.“

„Wir wollen sehen, ob sie völlig todt sind oder ob man ihnen nicht vielleicht Hülfe leisten kann,“ sprach Raoul. „Olivain, wir haben zwei Pferde geerbt, aber

ich habe das meinige verloren; nimm das bessere von beiden für Dich und gib mir das Deinige."

Und sie näherten sich dem Orte, wo die Opfer lagen.

XIII.

Der Mönch.

Zwei Menschen waren ausgestreckt,... der Eine unbeweglich, das Gesicht nach dem Boden, von drei Kugeln durchbohrt und in seinem Blute schwimmend. Dieser war todt.

Der Andere, von den zwei Lackeien, an einen Baum gelehnt, schlug die Augen zum Himmel auf, faltete die Hände und verrichtete ein heißes Gebet... Eine Kugel hatte ihm den Oberschenkel zerschmettert.

Die jungen Leute gingen zuerst zu dem Todten und schauten sich erstaunt an.

„Es ist ein Priester," sprach Bragelonne, „er hat die Tonsur. Oh, die Verfluchten! welche Hand an die Diener Gottes legen!"

„Kommt hieher, gnädiger Herr," sagte Urbain, ein alter Soldat, der alle Feldzüge mit dem Cardinal-Herzog gemacht hatte, „kommt hieher.... es ist nichts mehr mit dem Andern zu machen, während man diesen vielleicht noch retten kann!"

Der Verwundete lächelte traurig.

„Mich retten? Nein," sprach er, „aber mir sterben helfen, ja!"

„Seid Ihr ein Priester?" fragte Raoul.

„Nein, Herr."

„Euer unglücklicher Gefährte schien mir der Kirche anzugehören," versetzte Raoul.

„Es ist der Pfarrer von Bethune, mein Herr. Er trug an sichern Ort die heiligen Gefäße seiner Kirche und den Schatz des Kapitels, denn der Herr Prinz hat gestern unsere Stadt verlassen, und vielleicht ist morgen der Spanier darin. Da man aber wußte, daß feindliche Parteien im Lande umherzogen, und die Sendung gefährlich war, so wagte es Niemand, ihn zu begleiten, da bot ich mich an.“

„Und diese Elenden haben Euch angegriffen! Diese Schufte haben auf einen Priester geschossen!“

„Meine Herren,“ sagte der Verwundete, um sich her schauend, „ich leide sehr, wünschte aber dennoch in irgend ein Haus gebracht zu werden.“

„Wo Ihr Beistand finden könntet?“ sagte von Guiche.

„Nein, wo ich beichten könnte.“

„Aber vielleicht seid Ihr nicht so schwer verwundet, als Ihr glaubt,“ sprach Raoul.

„Mein Herr,“ antwortete der Verwundete, „glaubt mir, es ist keine Zeit zu verlieren. Die Kugel hat den Schenkelknochen oben zerschmettert und ist bis in die Eingeweide gedrungen.

„Seid Ihr Arzt?“ sagte von Guiche.

„Nein,“ antwortete der Sterbende, „aber ich verstehe mich ein wenig auf Wunden und die meinige ist tödtlich. Versucht es also, mich irgendwohin bringen zu lassen, wo ich einen Priester finden könnte, oder habt die Güte, mir irgend einen hieher zu führen, und Gott wird Euch für diese fromme Handlung belohnen. Meine Seele muß gerettet werden, denn mein Leib ist verloren.“

„Bei einer guten Handlung sterben ist unmöglich, und Gott wird Euch beistehen.“

„Meine Herren, im Namen des Himmels,“ sagte der Verwundete, alle seine Kräfte sammelnd, als wollte er aufstehen, „verlieren wir die Zeit nicht mit unnützen Worten. Helft mir wenigstens, daß ich das nächste

Dorf erreiche, oder schwört mir bei Eurem Seelenheile, daß Ihr mir den ersten Mönch, den ersten Priester, den ersten Pfarrer hieher schickt, den Ihr findet. Aber," fügte er mit dem Tone der Verzweiflung bei, „vielleicht wird es Niemand wagen, denn man weiß, daß die Spanier in der Gegend umherstreifen, und ich werde ohne Absolution sterben. Mein Gott, mein Gott!" rief der Verwundete mit einem Ausdrucke des Schreckens, der die jungen Leute beben machte, nicht wahr, Ihr werdet das nicht zugeben? Es wäre zu schrecklich!"

„Mein Herr, beruhigt Euch," antwortete von Guiche, „ich schwöre Euch, daß Ihr den Trost haben sollt, nach dem Ihr verlangt. Sagt uns nur, wo ein Haus ist, in welchem wir Beistand fordern, und wo ein Dorf, wo wir einen Priester bekommen können."

„Ich danke und Gott vergelte es Euch. Eine halbe Meile von hier, wenn Ihr diesen Weg verfolgt, findet sich eine Herberge, und ungefähr eine halbe Meile jenseits der Herberge liegt das Dorf Greny. Sucht dort den Pfarrer auf. Ist derselbe nicht zu Hause, so geht in das Augustiner-Kloster, welches das letzte Haus des Fleckens rechts ist, und führt mir einen Bruder herbei; gleichviel Mönch oder Priester, wenn er nur von unserer heiligen Kirche die Fähigkeit erhalten hat, in articulo mortis zu absolviren."

„Herr d'Arminges," sprach von Guiche, „bleibt bei diesem Unglücklichen und wacht darüber, daß er so sanft als möglich transportirt wird. Macht eine Tragbahre aus Baumzweigen, legt alle unsere Mäntel darauf. Zwei von unsern Lackeien tragen ihn, während sich der dritte bereit hält, den Platz desjenigen einzunehmen, welcher müde wird. Der Vicomte und ich suchen einen Priester auf."

„Geht, Herr Graf," sprach der Hofmeister, „aber im Namen des Himmels setzt Euch keiner Gefahr aus."

„Seid unbesorgt. Ueberdieß sind wir für heute gerettet; Ihr kennt das Axiom: non bis in idem.“

„Guten Muth, Herr,“ sprach Raoul zu dem Verwundeten, „wir vollführen Euern Wunsch.“

„Gott segne Euch, meine Herren,“ antwortete der Sterbende mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Dankbarkeit.

Und die jungen Leute sprengten im Galopp in der angegebenen Richtung fort, während der Hofmeister des Grafen von Guiche die Verfertigung der Tragbahre überwachte.

Nach einem Ritte von zehn Minuten erblickten die jungen Leute die Herberge.

Raoul rief, ohne vom Pferde zu steigen, den Wirth, benachrichtigte ihn, daß man ihm einen Verwundeten bringen werde, und bat ihn, mittlerweile Alles vorzubereiten, was zum Verbinden nothwendig sein dürfte, das heißt, ein Bett, Binden, Charpie, forderte ihn dabei auf, wenn er in der Umgegend einen Arzt, einen Wundarzt oder Operateur kenne, denselben holen zu lassen, und übernahm es, den Boten zu belohnen.

Der Wirth, welcher zwei reich gekleidete, vornehme junge Herren vor sich sah, versprach Alles, was sie von ihm verlangten, und unsere zwei Reiter, nachdem sie die Vorbereitungen zu der Aufnahme hatten beginnen sehen, entfernten sich abermals und eilten nach Greny.

Sie hatten mehr als eine Meile gemacht und erblickten bereits die ersten Häuser des Dorfes, deren mit röthlichen Ziegeln bedeckte Dächer kräftig aus den grünen Bäumen, von denen sie umgeben waren, hervortraten, als sie, auf einem Maulthiere reitend, einen armen Mönch auf sich zukommen sahen, den sie nach seinem breiten Hute und seinem Rocke von grauer Wolle für einen Augustinerbruder hielten. Dießmal schien ihnen der Zufall zu schicken, was sie suchten.

Sie näherten sich dem Mönche.

Es war ein Mann von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, den jedoch die ascetischen Uebungen merklich gealtert hatten. Er war bleich, aber nicht von der matten Bläffe, welche eine Schönheit ist, sondern von dem galligen Gelb. Seine kurzen Haare, welche kaum ein wenig über den Kreis gingen, den sein Hut um seine Stirne zog, waren hellblond und seine blauen Augen schienen des Blickes zu entbehren.

„Mein Herr," sagte Raoul mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, „seid Ihr ein Priester?"

„Warum fragt Ihr mich dieß?" sprach der Fremde mit beinahe unhöflicher Unempfindlichkeit.

Um es zu wissen," antwortete der Graf von Guiche mit stolzem Tone.

Der Fremde berührte sein Maulthier mit dem Absatze und setzte seinen Weg fort.

Von Guiche war mit einem Sprunge vor ihm und versperrte ihm den Weg.

„Antwortet, Herr," sagte er. „Man hat Euch höflich gefragt, und jede Frage ist einer Antwort werth."

„Es steht mir, denke ich, frei, den nächsten besten zwei Personen, welche die Laune haben, mich auszuforschen, zu sagen, wer ich bin, oder es nicht zu sagen."

Von Guiche unterdrückte mit großer Mühe seine wüthende Lust, dem Mönche die Knochen zu zerbrechen.

„Einmal," sprach er mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst, „sind wir nicht die nächsten besten zwei Personen; mein Freund hier ist der Vicomte von Bragelonne und ich bin der Graf von Guiche; dann fragen wir nicht aus Laune, sondern ein verwundeter, sterbender Mann verlangt die Hülfe der Kirche. Seid Ihr Priester, so fordere ich Euch im Namen der Menschheit auf, mir zu folgen, um diesem Manne Beistand zu leisten. Seid Ihr es nicht, dann ist es etwas Anderes. Ich sage Euch übrigens im Namen der Höflichkeit, die Ihr ganz und gar nicht zu

kennen scheint, daß ich Euch für Eure Unverschämtheit bestrafen werde."

Die Blässe des Mönches wurde leichenartig, und er lächelte auf eine so seltsame Weise, daß Raoul, der ihn mit den Augen nicht verließ, fühlte, daß ihm dieses Lächeln das Herz wie eine Beleidigung zusammenschnürte.

„Es ist ein spanischer oder flämischer Spion," sprach er und legte die Hand an den Kolben seiner Pistole.

Ein drohender, einem Blitze ähnlicher Blick antwortete Raoul.

„Nun, Herr," sagte Guiche, „werdet Ihr sprechen?"

„Ich bin Priester, meine Herren," antwortete der junge Mann, und sein Gesicht nahm wieder seine gleichgültige Miene an.

„Dann, mein Vater," sprach Raoul, ließ seine Pistole wieder in die Holfter fallen und gab seinen Worten einen ehrfurchtsvollen Ausdruck, der nicht von gutem Herzen kam, „wenn Ihr Priester seid, so findet Ihr, wie mein Freund Euch gesagt hat, eine Gelegenheit, Euer Amt auszuüben. Ein unglücklicher Verwundeter wird uns entgegengetragen und soll in der nächsten Herberge anhalten. Er fordert den Beistand von einem Diener Gottes. Unsere Leute begleiten ihn."

„Ich begebe mich dahin," sprach der Mönch, Und er gab seinem Maulthiere einen Absatz.

„Wenn Ihr nicht dahin geht, mein Herr," sagte von Guiche, „glaubt mir, wir haben Pferde, welche im Stande sind, Euer Maulthier einzuholen, hinreichend Ansehen, um Euch überall, wo Ihr sein möget, ergreifen zu lassen, und dann, ich schwöre es Euch, ist Euer Prozeß bald gemacht: ein Baum und ein Strick finden sich aller Orten."

Das Auge des Mönches funkelte abermals, aber das war Alles; er wiederholte seine Worte: „Ich begebe mich dahin!" und entfernte sich.

„Folgen wir ihm," sagte von Guiche, „das wird sicherer sein."

Und die jungen Leute ritten fort, wobei sie ihre Schritte nach dem des Mönches richteten, dem sie etwa auf Pistolenschußweite folgten.

Nach fünf Minuten wandte sich der Mönch, um sich zu versichern, ob sie ihm folgen oder nicht.

„Seht," sprach Raoul, „wir haben wohl daran gethan."

„Ein furchtbares Gesicht, das des Mönches!" sagte der Graf von Guiche.

„Furchtbar," erwiederte Raoul, „besonders was den Ausdruck betrifft. Diese gelblichen Haare, diese matten Augen, diese Lippen, welche bei dem geringsten Worte, das er ausspricht, verschwinden..."

„Ja, ja," sprach von Guiche, welcher von allen diesen Einzelheiten weniger berührt worden war, insoferne Raoul den Mönch prüfend anschaute, während von Guiche sprach. „Ja, ein seltsames Gesicht; aber diese Mönche sind auch so entartenden Uebungen unterworfen; das ewige Fasten macht sie bleich, die Disciplinschläge machen sie zu Heuchlern, und durch das viele Weinen über die Güter des Lebens, welche sie verloren haben, während wir dieselben genießen, werden ihre Augen matt."

„Ganz gewiß," sprach Raoul; „doch dieser arme Mann bekommt seinen Priester. Aber der Reumüthige sieht aus, als besäße er ein besseres Gewissen, als der Priester. Ich gestehe, ich bin gewohnt, Priester von einem ganz andern Anblicke zu sehen."

„Ah," sagte von Guiche, „begreift Ihr? dieser ist einer von den fahrenden Brüdern, welche auf den Landstraßen umher betteln, bis zu dem Tage, wo ihnen ein Benefiz vom Himmel zufällt. Es sind meistens Fremde, Schottländer, Irländer, Dänen. Man hat mir zuweilen ähnliche gezeigt."

„Eben so häßliche?"

„Nein, aber wenigstens gehörig häßliche."

„Welch' ein Unglück für den Verwundeten, daß er in den Armen eines solchen Kuttenmenschen sterben soll!"

„Bah!" sagte von Guiche, „die Absolution kommt nicht von demjenigen, welcher sie gibt, sondern von Gott. Doch soll ich es Euch sagen, ich würde lieber ohne Absolution sterben, als es mit einem solchen Beichtvater zu thun zu haben. Ihr seid auch meiner Meinung, Vicomte, nicht wahr? Ich sah Euch den Kolben Eurer Pistole liebkosen, als ob Ihr versucht gewesen wäret, ihm den Schädel zu zerschmettern."

„Ja, Graf, es mag seltsam erscheinen und Ihr werdet darüber erstaunen, ich fühlte bei dem Anblick dieses Menschen einen unbeschreiblichen Abscheu. Habt Ihr zuweilen auf Eurem Wege eine Schlange aufgejagt?"

„Nie," antwortete der Graf von Guiche.

„Nun, mir ist dies manchmal in unsern Waldungen in der Heimath begegnet, und ich erinnere mich, daß ich bei dem Anblicke der ersten, die mich mit ihren trockenen Augen, den Kopf wiegend und die Zunge heftig bewegend, auf sich selbst gewunden anschaute, bleich, starr, gleichsam bezaubert bis zu dem Augenblicke blieb, wo der Graf de la Fère..."

„Euer Vater?" fragte von Guiche.

„Nein, mein Beschützer," antwortete Raoul erröthend.

„Sehr gut."

„Bis zu dem Augenblicke," fuhr Raoul fort, „wo der Graf de la Fère mir sagte: „„Auf, Bragelonne, den Degen gezogen."" Dann erst lief ich auf die Schlange zu und hieb sie entzwei, gerade in dem Momente, wo sie sich zischend auf dem Schweife erhob, um mir entgegen zu fahren. Ich schwöre Euch, daß mich dasselbe Gefühl bei dem Anblicke dieses Menschen ergriff, als er mich anschauend sagte: „„Warum fragt Ihr mich dies?""

„Dann müßt Ihr es Euch zum Vorwurf machen, daß Ihr ihn nicht wie Eure Schlange entzwei gehauen habt.“

„Meiner Treue, ja,“ antwortete Raoul.

In diesem Augenblick kam man in die Nähe der kleinen Herberge, und man erblickte jenseits derselben das Geleite des Verwundeten, der unter Anführung von Herrn d'Arminges herbeigebracht wurde. Zwei Männer trugen den Sterbenden, der dritte führte die Pferde an der Hand.

Die zwei jungen Leute spornten ihre Rosse.

„Dort ist der Verwundete,“ sagte von Guiche, an dem Augustinerbruder vorüber reitend, „habt die Güte, Euch ein wenig zu beeilen, Herr Mönch.“

Raoul entfernte sich von dem Bruder auf die ganze Breite der Straße und ritt, den Kopf mit Ekel abwendend, vorbei.

Nun waren die jungen Leute vor dem Beichtvater, statt ihm zu folgen; sie gingen dem Sterbenden entgegen und theilten ihm die gute Kunde mit.

Dieser erhob sich, um in der angegebenen Richtung zu schauen, sah den Mönch, der, den Schritt seines Maulthieres beschleunigend, sich näherte, und fiel, das Gesicht von einem Freudenstrahle erleuchtet, auf die Tragbahre zurück.

„Wir haben nun,“ sagten die jungen Leute, „Alles für Euch gethan, was wir zu thun im Stande waren, und da es uns drängt, zu dem Heere des Herrn Prinzen zu gelangen, so setzen wir unsern Marsch fort; Ihr werdet uns entschuldigen, nicht wahr, Herr? Man sagt, es soll eine Schlacht geschlagen werden, und wir wünschten nicht den Tag nachher anzukommen.“

„Geht, meine jungen Herren,“ erwiederte der Verwundete, „und seid Beide für Euer Mitleid gesegnet. Ihr habt in der That, wie Ihr sagtet, Alles gethan, was Ihr zu thun im Stande waret. Ich kann Euch

nur wiederholen: Gott beschütze Euch, Euch und diejenigen, welche Euch theuer sind."

„Mein Herr," sprach von Guiche zu seinem Hofmeister, „wir reiten voraus, Ihr holt uns auf der Straße nach Cambrin ein."

Der Wirth stand unter seiner Thüre. Er hatte Alles vorbereitet, Bett, Binden und Charpie, und ein Knecht war nach Lens, der nächsten Stadt, gegangen, um einen Arzt zu holen.

„Hier die Bezahlung, sorgt für den Verwundeten," sagte von Guiche zu dem Wirth und warf ihm Geld zu.

„Gut," sprach der Wirth, „es soll geschehen, wie Ihr wünscht. Aber haltet Ihr nicht an, gnädiger Herr, um Eure Wunde zu verbinden?" setzte er, sich an Bragelonne wendend, bei.

„Ah, meine Wunde ist durchaus von keiner Bedeutung, und es ist Zeit, daß ich mich um den nächsten Halt kümmere. Habt nur die Güte, wenn Ihr einen Reiter vorüberkommen seht, und dieser Reiter sich nach einem jungen Manne auf einem Fuchsen und gefolgt von einen Lackei, erkundigt, ihm zu sagen: Ihr habet mich wirklich gesehen, ich aber habe meinen Weg fortgesetzt und gedenke in Mazingarle zu Mittag zu speisen und zu Cambrin über Nacht zu bleiben. Dieser Reiter ist mein Bedienter."

„Wäre es nicht besser und sicherer, wenn ich ihn um seinen Namen fragte und ihm den Eurigen nennen würde," entgegnete der Wirth.

„Dieser Zuwachs von Vorsicht kann nicht schaden," sprach Raoul, „ich heiße Vicomte von Bragelonne und er Grimaud."

In diesem Augenblick kam der Verwundete von der einen Seite und der Mönch von der andern. Die zwei jungen Leute wichen zurück, um die Tragbahre vorüber ziehen zu lassen. Der Mönch stieg von seinem Maulthiere ab und befahl, dasselbe in den Stall zu führen, ohne es abzusatteln.

„Herr Mönch,“ sprach von Guiche, hört diesen braven Mann wohl Beichte und kümmert Euch nicht um Eure Zeche und um die Eures Thieres: Alles ist bezahlt.“

„Ich danke, mein Herr,“ antwortete der Mönch mit dem Lächeln, das Bragelonne beben gemacht hatte.

„Kommt, Graf,“ sprach Raoul, welcher instinktartig die Gegenwart des Augustiners nicht ertragen zu können schien, „kommt, ich fühle mich unheimlich hier.“

„Ich danke noch einmal, meine schönen jungen Herren,“ sagte der Verwundete, „und vergeßt mich nicht in Eurem Gebete.“

„Seid unbesorgt,“ erwiederte von Guiche und spornte sein Pferd, um Bragelonne einzuholen, der bereits zwanzig Schritte voraus war.

In diesem Augenblick wurde die Tragbahre von den zwei Lackeien in das Haus gebracht. Der Wirth und seine Frau, welche nun auch herbeigelaufen war, standen auf den Stufen der Treppe. Der unglückliche Verwundete schien furchtbare Schmerzen auszustehen, und dennoch beschäftigte er sich nur damit, nachzusehen, ob ihm der Mönch folgte.

Bei dem Anblick dieses bleichen, blutigen Mannes ergriff die Frau ihren Mann heftig beim Arme.

„Nun, was gibt es?“ fragte dieser, „befindest Du Dich etwa unwohl?“

„Nein, aber schau',“ erwiederte die Wirthin, auf den Verwundeten deutend.

„Bei Gott,“ sagte der Wirth, „er scheint mir sehr krank zu sein!“

„Das ist es nicht, was ich sagen will,“ fuhr die Frau zitternd fort; „ich frage Dich, ob Du ihn erkennst?“

„Diesen Menschen? Warte doch...“

„Ah, ich sehe, daß Du ihn erkennst,“ sagte die Frau, „denn Du erbleichst ebenfalls.“

„In der That!“ rief der Wirth. „Wehe unserem Hause, es ist der ehemalige Henker von Bethune!“

„Der ehemalige Henker von Bethune," murmelte der junge Mönch, und machte eine Bewegung, als wollte er stille stehen, während auf seinem Gesichte das Gefühl des Widerstrebens hervortrat, das ihm sein Bußfertiger einflößte.

Herr d'Arminges, der sich an der Thüre hielt, bemerkte sein Zögern.

„Herr Mönch," sagte er, „mag dieser Unglückliche Henker sein oder gewesen sein, so ist er darum doch nicht minder Mensch. Leistet ihm also den letzten Dienst, den er von Euch heischt, und Euer Werk wird nur um so verdienstlicher sein."

Der Mönch antwortete nicht, sondern setzte schweigend seinen Weg nach dem unteren Zimmer fort, wo die zwei Bedienten den Sterbenden bereits auf ein Bett gelegt hatten.

Als die zwei Lackeien den Mann Gottes sich dem Lager des Verwundeten nahen sahen, entfernten sie sich und schlossen die Thüre vor dem Mönche und dem Sterbenden.

D'Arminges und Olivain harrten ihrer, stiegen wieder zu Pferde und alle vier entfernten sich im Trab, dem Wege folgend, an dessen Ende Raoul und sein Gefährte bereits verschwunden waren.

In dem Augenblick, wo der Hofmeister und sein Gefolge ebenfalls verschwanden, hielt ein neuer Reisender an der Schwelle des Wirthshauses.

„Was wünscht der Herr," fragte der Wirth, noch bleich und zitternd von der Entdeckung, die er gemacht hatte.

Der Reisende machte das Zeichen eines Mannes, welcher trinkt, stieg ab, deutete auf sein Pferd und machte das Zeichen eines Reibenden.

„Ah, Teufel!" sagte der Wirth zu sich selbst, „es scheint, dieser Mensch ist stumm. — Und wo wollt Ihr trinken?" fragte er.

„Hier," antwortete der Reisende, auf einen Tisch deutend.

„Ich täuschte mich," sprach der Wirth, „er ist nicht ganz stumm."

Und er verbeugte sich, holte eine Flasche Wein und Zwieback und setzte Beides dem schweigsamen Gaste vor.

„Beliebt dem Herrn sonst noch Etwas?" fragte er.

„Allerdings," sprach der Reisende.

„Was wünscht der Herr?"

„Zu wissen, ob Ihr nicht habt einen jungen Edelmann von fünfzehn Jahren auf einem Fuchsen und von einem Lackei gefolgt vorüber reiten sehen?"

„Den Grafen von Bragelonne?" sagte der Wirth.

„Richtig."

„Dann heißt Ihr Herr Grimaud?"

Der Reisende machte ein bejahendes Zeichen.

„Nun wohl," sprach der Wirth, „Euer junger Herr war erst vor einer Viertelstunde hier. Er wird in Mazingarde zu Mittag speisen und in Cambrin über Nacht bleiben."

„Wie weit von hier nach Mazingarde?"

„Zwei und eine halbe Meile."

„Danke."

Gewiß, daß er seinen jungen Herrn am Ende des Tages treffen würde, schien Grimaud ruhiger, trocknete sich die Stirne ab und schenkte sich ein Glas Wein ein, das er schweigend trank.

Er hatte sein Glas auf den Tisch gesetzt und schickte sich an, es zum zweiten Male zu füllen, als ein furchtbarer Schrei aus dem Innern drang, wo sich der Mönch und der Sterbende befanden.

Grimaud stand rasch auf.

„Was ist das?" sagte er, „und woher kommt der Schrei?"

„Aus dem Zimmer des Verwundeten."

„Wer ist der Verwundete?“ fragte Grimaud.

„Der ehemalige Henker von Bethune, der, von spanischen Parteigängern auf den Tod verwundet, hieher gebracht worden ist und in diesem Augenblicke einem Augustinermönche beichtet. Es scheint, er leidet sehr.“

„Der ehemalige Henker von Bethune?“ murmelte Grimaud, seine Erinnerungen zusammenfassend .... „ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren.... groß, kräftig, von dunkler Gesichtsfarbe, mit schwarzem Bart und schwarzen Haaren?“

„So ist es, nur sind seine Barthaare grau und seine Haupthaare weiß geworden. Kennt Ihr ihn?“ fragte der Wirth.

„Ich habe ihn einmal gesehen,“ antwortete Grimaud, dessen Stirne sich bei dem Gemälde, das sich vor seine Erinnerung stellte, verfinsterte.

Die Frau lief ganz zitternd herbei.

„Hast Du gehört?“ sagte sie zu ihrem Manne.

„Ja,“ antwortete der Wirth und schaute unruhig nach der Thüre.

In diesem Augenblick vernahm man einen Schrei, etwas minder stark, als der erste, aber gefolgt von einem langen, gedehnten Seufzer.

Die drei Personen schauten sich bebend an.

„Man muß sehen, was es ist,“ sagte Grimaud.

„Man sollte glauben, es wäre der Schrei eines Menschen, den man erdrosselt,“ murmelte der Wirth.

„Jesus!“ rief die Wirthin, sich bekreuzend.

Wenn Grimaud wenig sprach, so handelte er dagegen viel, wie man weiß. Er stürzte nach der Thüre und rüttelte mit aller Gewalt daran; aber sie war durch einen innern Riegel verschlossen.

„Oeffnet!“ rief der Wirth, „öffnet, Herr Mönch! Oeffnet sogleich!“

Niemand antwortete.

„Oeffnet, oder ich sprenge die Thüre!“ rief Grimaud.

Dasselbe Stillschweigen.

Grimaud schaute umher und erblickte eine Stange, welche zufällig in einem Winkel lag. Er faßte sie rasch, und ehe der Wirth sich seinem Vorhaben widersetzen konnte, hatte er die Thüre eingestoßen.

Das Zimmer war von Blut überströmt, das durch die Matratze drang. Der Verwundete sprach nicht, sondern röchelte. Der Mönch war verschwunden.

„Der Mönch! wo ist der Mönch?“ rief der Wirth.

Grimaud lief nach einem offenen Fenster, das nach dem Hofe ging.

„Er wird hier hinaus entflohen sein!“ rief er.

„Ihr glaubt?“ sprach der Wirth ganz bestürzt. „Hausknecht, seht nach, ob das Maulthier des Mönches im Stalle ist?“

„Kein Maulthier mehr,“ antwortete dieser.

Grimaud runzelte die Stirne, der Wirth faltete die Hände und schaute mißtrauisch um sich her. Die Frau hatte es nicht gewagt, in das Zimmer zu treten, und verharrte voll Schrecken an der Thüre.

Grimaud näherte sich dem Verwundeten und schaute seine rauhen Züge an, welche eine furchtbare Erinnerung in ihm hervorriefen. Nach einem Augenblicke stummer, düsterer Betrachtung sagte er:

„Es unterliegt keinem Zweifel, er ist es!“

„Lebt er noch?“ fragte der Wirth.

Ohne zu antworten, öffnete Grimaud sein Wamms, um ihm das Herz zu befühlen, während sich der Wirth ebenfalls näherte. Aber plötzlich wichen Beide, der Wirth einen Schrei des Schreckens ausstoßend, Grimaud erbleichend, zurück.

Die Klinge eines Dolches war bis an das Heft in die linke Seite der Brust des Henkers gestoßen.

„Lauft nach Hülfe!“ sprach Grimaud; „ich bleibe bei ihm.“

Der Wirth eilte ganz bestürzt aus dem Zimmer. Die Frau war bei dem Schrei ihres Mannes entflohen.

XIV.

Die Absolution.

Man höre, was geschehen war.

Wir haben gesehen, daß der Mönch nicht durch eine Wirkung seines eigenen Willens, sondern im Gegentheil ganz gegen seinen Wunsch den Verwundeten geleitete, der ihm auf eine so seltsame Weise empfohlen wurde. Vielleicht hätte er zu fliehen gesucht, wenn er eine Möglichkeit gesehen haben würde, aber die Drohungen der zwei jungen Edelleute, ihr Gefolge, das hinter ihm geblieben war und ohne Zweifel Weisungen erhalten hatte, und eine schärfere Ueberlegung bestimmten den Mönch, ohne zu viel bösen Willen durchscheinen zu lassen, seine Beichtiger-Rolle bis zum Ende zu spielen. Sobald er in dem Zimmer war, näherte er sich dem Kopfkissen des Verwundeten.

Mit dem raschen, denjenigen, welche zu sterben im Begriffe sind und folglich keine Zeit zu verlieren haben, eigenthümlichen Blicke betrachtete der Henker das Gesicht desjenigen, welcher sein Tröster werden sollte; er machte eine Bewegung des Erstaunens und sagte:

„Ihr seid sehr jung, mein Vater.“

„Die Leute meines Gewandes haben kein Alter,“ antwortete trocken der Mönch.

„Ach, sprecht doch etwas sanfter, mein Vater,“ versetzte der Verwundete, „ich bedarf eines Freundes in meinen letzten Augenblicken.“

„Ihr leidet viel?“ sagte der Mönch.

„Ja, aber mehr in der Seele, als im Leibe.“

„Wir werden Eure Seele retten," erwiederte der junge Mann; „aber seid Ihr wirklich der Henker von Bethune, wie diese Leute sagten?"

„Das heißt," antwortete lebhaft der Verwundete, welcher wohl bange hatte, der Name des Henkers könnte von ihm die letzte Hülfe entfernen, die er forderte, „das heißt, ich bin es gewesen, bin es aber nicht mehr. Ich habe vor fünfzehn Jahren mein Amt aufgegeben, wohne Hinrichtungen noch bei, schlage aber nicht mehr. O nein!"

„Ihr habt also Abscheu vor Eurem Stande?"

Der Henker stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte:

„So lange ich nur im Namen des Gesetzes und der Gerechtigkeit geschlagen habe, ließ mich mein Stand, geschützt wie ich unter der Gerechtigkeit und dem Gesetze war, ruhig schlafen; aber seit der furchtbaren Nacht, wo ich als Werkzeug für eine Privatrache diente und mein Schwert mit Haß auf ein Geschöpf Gottes erhob, seit dieser Nacht..."

Der Henker hielt inne und schüttelte mit verzweifelter Miene den Kopf.

„Sprecht," sagte der Mönch, der sich unten an das Bett des Verwundeten gesetzt hatte und an einer Erzählung, die sich auf eine so seltsame Weise ankündigte, Interesse zu nehmen anfing.

„Ach!" rief der Sterbende mit dem ganzen Ergusse eines lange zurückgehaltenen Schmerzes, der sich endlich Luft macht, „ach! ich habe jedoch diese Gewissensbisse durch zwanzig Jahre guter Werke zu ersticken gesucht. Ich habe denjenigen, welche das Blut vergießen, die natürliche Wildheit genommen; bei jeder Gelegenheit habe ich mein Leben ausgesetzt, um das Leben derer zu retten, welche in Gefahr schwebten. Ich habe der Erde menschliche Existenzen erhalten, im Austausche gegen diejenigen, welche ich ihr geraubt hatte. Das ist noch nicht Alles: das in der

Ausübung meines Gewerbes von mir errungene Vermögen habe ich unter die Armen vertheilt; ich bin ein beständiger Kirchengänger geworden; die Leute, welche mich früher flohen, gewöhnten sich an meinen Anblick. Alle haben mir vergeben, Einige liebten mich sogar. Aber ich glaube, daß mir Gott nicht verziehen hat; denn die Erinnerung an jene Hinrichtung verfolgt mich beständig, und es kommt mir jede Nacht vor, als sähe ich das Gespenst jener Frau vor meinen Augen sich erheben."

„Einer Frau? Ihr habt also eine Frau ermordet?" rief der Mönch.

„Und Ihr auch!" erwiederte der Henker; „Ihr bedient Euch auch des Ausdrucks, der so furchtbar in meinem Ohre klingt? Ermordet! Ich habe also gemordet und nicht hingerichtet! Ich bin also ein Mörder und nicht ein Nachrichter!"

Und er schloß die Augen und stieß einen Seufzer aus.

Der Mönch befürchtete ohne Zweifel, er könnte sterben, ohne mehr zu sagen; denn er versetzte lebhaft:

„Fahrt fort, ich weiß nichts, und wenn Ihr Eure Erzählung geendigt habt, werden Gott und ich richten."

„Oh! mein, Vater," fuhr der Henker fort, ohne die Augen wieder zu öffnen, als hätte er bange, beim Oeffnen einen furchtbaren Gegenstand zu sehen, „besonders bei Nacht und wenn ich über einen Fluß setze, ist dieser Schrecken, den ich nicht überwinden kann, gräßlich. Es kommt mir vor, als erschwerte sich meine Hand, als läge mein Schwert darin. Das Wasser nimmt die Farbe des Blutes an, und alle Stimmen der Natur, das Rauschen der Bäume, das Murmeln des Windes, das Schlagen der Wellen, vereinigen sich, um eine weinende, verzweifelte, gräßliche Stimme zu bilden, die mir zuruft: „„Lasse die Gerechtigkeit Gottes walten.""

„Delirium!" murmelte der Mönch und schüttelte ebenfalls das Haupt.

Der Henker öffnete die Augen, machte eine Bewegung, um sich nach dem jungen Mann umzuwenden, und faßte ihn beim Arme.

„Delirium," wiederholte er, „sagt Ihr? Oh, nein, denn es geschah in der Nacht; ich warf ihren Körper in den Fluß; die Worte, welche mir meine Gewissensbisse wiederholen, diese Worte habe ich in meinem Stolze ausgesprochen: nachdem ich das Werkzeug der menschlichen Gerechtigkeit gewesen war, glaubte ich das der Gerechtigkeit Gottes zu sein."

„Laßt hören! wie kam dies? sprecht!" sagte der Mönch.

„An einem Abend erschien ein Mann bei mir und zeigte mir einen Befehl. Ich folgte. Vier andere vornehme Herren erwarteten mich; sie führten mich maskirt mit sich. Ich behielt mir immer vor, zu widerstehen, wenn das, was man von mir fordern würde, mir ungerecht vorkäme. Wir machten fünf oder sechs Meilen, düster, schweigsam und beinahe ohne ein Wort auszutauschen. Dann zeigten sie mir durch die Fenster einer kleinen Hütte eine mit dem Ellbogen auf den Tisch gelehnte Frau und sagten zu mir: „„Diese habt Ihr hinzurichten.""

„Gräßlich!" sprach der Mönch. „Und Ihr gehorchtet?"

„Mein Vater, diese Frau war ein Ungeheuer. Sie hatte, wie man sagte, ihren zweiten Gatten vergiftet, ihren Schwager, welcher sich unter diesen Männern befand, zu vergiften gesucht. Sie hatte kurz zuvor eine junge Frau, welche ihre Nebenbuhlerin war, vergiftet, und ehe sie England verließ, wie man sagte, Buckingham, den Liebling des Königs, erdolchen lassen."

„Buckingham?" rief der Mönch.

„Ja, Buckingham, so ist es."

„Diese Frau war also eine Engländerin?"

„Nein, sie war eine Französin, aber in England verheirathet.“

Der Mönch erbleichte, trocknete seine Stirne und verschloß die Thüre mit einem Riegel. Der Henker glaubte, er wollte ihn verlassen, und fiel seufzend auf sein Bett zurück.

„Nein, nein, hier bin ich,“ versetzte der Mönch, rasch zu ihm zurückkehrend: „fahrt fort, wer waren diese Männer?“

„Der Eine war ein Fremder, ein Engländer, glaube ich. Die Andern waren Franzosen und trugen die Uniform der Musketiere.“

„Ihre Namen?“ fragte der Mönch.

„Ich kenne sie nicht; ich weiß nur, daß die vier andern Herren den Engländer Mylord nannten.“

„Und die Frau war schön?“

„Schön und jung! Oh! ja, besonders schön. Ich sehe sie noch, wie sie auf den Knieen vor mir, den Kopf zurückgeworfen, flehte. Nie habe ich seitdem begriffen, wie ich den so schönen und so bleichen Kopf abschlagen konnte.“

Der Mönch schien von einer seltsamen Bewegung ergriffen. Er zitterte an allen Gliedern; man sah, daß er eine Frage machen wollte, daß er es aber nicht wagte.

Endlich nach einer heftigen Anstrengung gegen sich selbst sagte er:

„Der Name dieser Frau?“

„Ich weiß ihn nicht. Sie hatte sich, wie ich Euch sagte, zweimal verheirathet, einmal in Frankreich, das zweite Mal in England.“

„Und sie war jung, sagt Ihr?“

„Fünfundzwanzig Jahre.“

„Schön?“

„Zum Entzücken.“

„Blond?“

„Ja.“

„Lange Haare, nicht wahr... die ihr bis auf die Schultern herabfielen?"

„Ja."

„Große Augen von wunderbarem Ausdruck?"

„Wenn sie wollte. Oh! ja, so ist es."

„Eine Stimme von seltsamer Weichheit?"

„Woher wißt Ihr dies?"

Der Henker stützte sich mit dem Ellbogen auf sein Bett und heftete seinen erschrockenen Blick auf den Mönch, welcher leichenblaß wurde.

„Und ihr habt sie getödtet!" sprach der Mönch; „Ihr habt als Werkzeug für diese Feigen gedient, die sie nicht selbst zu tödten wagten! Ihr habt mit dieser Jugend, mit dieser Schönheit, mit dieser Schwäche kein Mitleid gehabt! Ihr habt diese Frau getödtet!"

„Ach!" versetzte der Henker, „ich habe es Euch gesagt, mein Vater, diese Frau verbarg unter einer himmlischen Hülle einen höllischen Geist, und als ich sie sah und mich alles des Bösen erinnerte, das sie mir zugefügt hatte..."

„Euch? Und was hatte sie Euch thun können? Laßt hören."

„Sie hatte meinen Bruder, der ein Priester war, verführt und zu Grunde gerichtet; sie war mit ihm aus ihrem Kloster entflohen."

„Mit Eurem Bruder?"

„Ja. Mein Bruder war ihr erster Liebhaber; sie war die Ursache des Todes meines Bruders. Oh! mein Vater! mein Vater! schaut mich nicht so an! Oh! ich bin also sehr schuldig. Oh! Ihr vergebt mir also nicht!"

Der Mönch verzog sein Gesicht.

„Doch wohl, ich werde Euch vergeben, wenn Ihr mir Alles sagt."

„Oh!" rief der Henker, „Alles! Alles! Alles!"

„So antwortet also... Wenn sie Euren Bruder

verführt hat... Ihr sagt, sie habe ihn verführt, nicht wahr?"

„Ja."

„Wenn sie seinen Tod veranlaßt hat... Ihr sagt, sie habe seinen Tod veranlaßt, nicht wahr?"

„Ja," wiederholte der Henker.

„So müßt Ihr ihren Namen als Mädchen kennen."

Oh! mein Gott!" sprach der Henker, „mein Gott! ich glaube, ich sterbe. Die Absolution, mein Vater, die Absolution!"

„Sage mir ihren Namen!" rief der Mönch, „und ich gebe sie Dir!"

„Sie hieß... mein Gott, habe Gnade mit mir!" murmelte der Henker und sank bleich, zitternd, einem Menschen in der Secunde des Sterbens ähnlich, auf sein Bett zurück.

„Ihren Namen!" wiederholte der Mönch und beugte sich über ihn, als gedächte er ihm diesen Namen zu entreißen, wenn er denselben nicht nennen wollte; „ihren Namen!... sprich oder keine Absolution!"

Der Sterbende schien alle seine Kräfte zusammenzuraffen.

Die Augen des Mönches funkelten.

„Anna von Beuil," murmelte der Sterbende.

„Anna von Beuil!" rief der Mönch, sich hoch aufrichtend und seine Hände zum Himmel erhebend; „Anna von Beuil, Du hast gesagt, Anna von Beuil, nicht wahr?"

„Ja, ja, das war ihr Name, und jetzt absolvirt mich, denn ich sterbe."

„Ich Dich absolviren?" rief der Mönch mit einem Lachen, das die Haare auf dem Haupte des Sterbenden sich sträuben machte; „ich Dich absolviren? ich bin kein Priester!"

„Ihr seid kein Priester!" rief der Henker; „aber was seid Ihr denn?"

„Ich werde es Dir sagen, Elender!“

„Ah! Herr! mein Gott!“

„Ich bin John Francis Winter.“

„Ich kenne Euch nicht!“ rief der Henker.

„Warte, warte, Du sollst mich kennen lernen; ich bin John Francis Winter, und jene Frau...“

„Nun, jene Frau?“

„War meine Mutter.“

Der Henker stieß den ersten Schrei aus, den furchtbaren Schrei, welchen man außer gehört hatte.

„Oh! vergebt mir, vergebt mir, wenn nicht im Namen Gottes, doch wenigstens in Eurem Namen, wenn nicht als Priester, doch wenigstens als Sohn.“

„Dir vergeben!“ rief der falsche Mönch, „Dir vergeben! Gott wird es vielleicht thun, ich nie!“

„Habt Mitleid!“ sprach der Henker und streckte die Arme nach ihm aus.

„Kein Mitleid für den, der kein Mitleid gehabt hat; stirb unbußfertig, stirb in Verzweiflung; stirb und sei verdammt.“

Und er zog einen Dolch unter seinem Gewande hervor, bohrte ihm denselben in die Brust und sprach: „Hier hast Du deine Absolution!“

„Da hörte man den zweiten schwächeren Schrei, worauf ein langes Seufzen gefolgt war.

Der Henker, welcher sich erhoben hatte, fiel rücklings auf sein Bett zurück. Der Mönch lief, ohne den Dolch aus der Wunde zu ziehen, nach dem Fenster, öffnete es, sprang auf die Blumen eines Gärtchens, schlüpfte in den Stall, nahm sein Maulthier, entfernte sich durch eine Hinterthüre, eilte zu dem nächsten Gehölze, zog aus seinem Felleisen eine vollständige Reitertracht, kleidete sich darein, erreichte zu Fuß die nächste Post, miethete ein Pferd und setzte mit verhängten Zügeln seinen Weg nach Paris fort.

XV.

Grimaud spricht.

Grimaud blieb allein bei dem Henker. Der Wirth rief nach Hülfe, die Frau betete.

Nach einem Augenblick schlug der Verwundete die Augen wieder auf.

„Hülfe!“ murmelte er, „Hülfe! Oh, mein Gott, sollte ich nicht einen einzigen Freund finden, der mir leben oder sterben helfen würde!“

Und er führte mit großer Anstrengung seine Hand an seine Brust; seine Hand traf den Griff des Dolches.

„Oh!“ sagte er, wie ein Mensch, der sich eines Umstandes erinnert, und er ließ den Arm wieder zurückfallen.

„Habt Muth,“ sprach Grimaud, „man ist bereits weggelaufen, um Hülfe zu suchen.“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Verwundete und heftete auf Grimaud seine weit aufgerissenen Augen.

„Ein alter Bekannter,“ antwortete Grimaud.

„Ihr?“

Der Verwundete suchte sich der Züge desjenigen, welcher mit ihm sprach, zu erinnern.

„Unter welchen Umständen haben wir uns getroffen?“ sagte er.

„In einer Nacht vor zwanzig Jahren. Mein Herr hatte Euch in Bethune geholt und führte Euch nach Armentières.“

„Nun erkenne ich Euch wieder,“ versetzte der Henker; „Ihr seid einer von den vier Lackeien.“

„So ist es.“

„Woher kommt Ihr?“

„Ich zog auf dieser Straße und hielt hier an, um mein Pferd zu erfrischen. Man erzählte mir, der

Henker von Bethune läge in diesem Hause verwundet, als Ihr zwei Schreie ausstießet. Bei dem ersten liefen wir herbei, bei dem zweiten brachen wir die Thüre ein."

„Und der Mönch," sprach der Henker, „habt Ihr den Mönch gesehen?"

„Welchen Mönch?"

„Den Mönch, welcher mit mir eingeschlossen war."

„Nein, er war bereits nicht mehr da; es scheint, er ist durch dieses Fenster entflohen. Hat er Euch gestochen?"

„Ja," erwiederte der Henker.

Grimaud machte eine Bewegung, als wollte er sich entfernen.

„Was wollt Ihr thun?" fragte der Verwundete.

„Man muß ihm nachsetzen."

„Hütet Euch wohl!"

„Und warum?"

„Er hat sich gerächt und wohl daran gethan. Nun hoffe ich, Gott wird mir verzeihen, denn die Sühnung ist geschehen."

„Erklärt Euch deutlicher," sprach Grimaud.

„Diese Frau, welche ich auf Eurer Herren und auf Euer Geheiß tödtete..."

„Mylady..."

„Ja, Mylady, es ist wahr, so nanntet Ihr sie."

„Was haben Mylady und der Mönch mit einander gemein?"

„Es war seine Mutter."

Grimaud wankte und schaute den Sterbenden mit starrem Auge an.

„Seine Mutter!" wiederholte er.

„Ja, seine Mutter."

„Er weiß also dieses Geheimniß?"

„Ich hielt ihn für einen Mönch und enthüllte es ihm in der Beichte."

„Unglücklicher!" rief Grimaud, dessen Haare schon bei dem Gedanken an die Folgen, welche eine solche

Enthüllung haben konnte, sich in Schweiß badeten. „Unglücklicher! Ihr habt hoffentlich Niemand genannt.“

„Ich habe keinen Namen ausgesprochen, denn ich kannte keinen, außer dem Mädchennamen seiner Mutter, und hieran hat er sie erkannt; aber er weiß, daß sein Oheim unter der Zahl der Richter war.“

Und der Verwundete sank erschöpft zurück.

Grimaud wollte ihm Hülfe leisten und streckte seine Hand nach dem Griffe des Dolches aus.

„Berührt mich nicht,“ sprach der Henker; „wenn man den Dolch herauszöge, würde ich sterben.“

Grimaud verharrte die Hand ausgestreckt; dann schlug er sich plötzlich vor die Stirne und sagte:

„Ah, wenn dieser Mensch erfährt, wer die Andern sind, so muß mein Herr untergehen!“

„Verliert keine Zeit!“ rief der Henker, „benachrichtigt ihn, wenn er noch lebt, benachrichtigt seine Freunde. Glaubt mir, mein Tod wird nicht die Lösung dieses furchtbaren Abenteuers sein.“

„Wohin reiste er?“ fragte Grimaud.

„Nach Paris.“

„Wer hat ihn angehalten?“

„Zwei junge Edelleute, die sich zu der Armee begaben, und von denen der eine, ich hörte seinen Namen von seinem Kameraden aussprechen, Vicomte von Bragelonne heißt.“

„Und dieser junge Mensch hat Euch den Mönch gebracht?“

„Ja.“

Grimaud schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

„Es war der Wille Gottes.“

„Sicherlich,“ versetzte der Verwundete.

„Ah, das ist furchtbar,“ murmelte Grimaud, „und dennoch hatte diese Frau ihr Schicksal verdient. Ist dies nicht mehr Eure Ansicht?“

„Im Augenblick des Sterbens,“ antwortete der

Henker, „betrachtet man die Verbrechen Anderer in Vergleichung mit seinen eigenen.“

Und er sank erschöpft zurück und schloß die Augen.

Grimaud schwankte zwischen dem Mitleid, das ihm diesen Menschen ohne Hülfe zu lassen verbot, und der Furcht, die ihm sogleich abzureisen und diese Nachricht dem Grafen de la Fère zu überbringen befahl, als er Geräusch in der Hausflur hörte und einen Augenblick darauf den Wirth sah, der mit dem Wundarzte, den man gefunden hatte, endlich zurückkehrte.

Mehrere Neugierige folgten. Das Gerücht von dem seltsamen Abenteuer fing an sich zu verbreiten.

Der Wundarzt näherte sich dem Sterbenden, welcher ohnmächtig zu sein schien.

„Man muß zuerst das Eisen aus der Brust ziehen,“ sagte er und schüttelte auf eine bezeichnende Weise den Kopf.

Grimaud erinnerte sich der Prophezeiung des Verwundeten und wandte die Augen ab.

Der Wundarzt schob das Wamms auf die Seite, zerriß das Hemd und entblößte die Brust.

Der Dolch war, wie gesagt, bis an das Stichblatt eingedrungen.

Der Chirurg nahm ihn am Ende des Griffes; während er ihn an sich zog, öffnete der Verwundete die Augen mit einer furchtbaren Starrheit.

Als die Klinge ganz aus der Wunde gezogen war, drang ein röthlicher Schaum aus dem Munde des Verwundeten hervor; dann in dem Augenblicke, wo er athmete, sprang eine Blutwelle aus der Oeffnung der Wunde; mit einem halb erstickten Röcheln heftete der Sterbende einen Blick von seltsamem Ausdruck auf Grimaud und verschied.

Grimaud faßte den mit Blut überzogenen Dolch, welcher im Zimmer lag und bei allen Anwesenden Grauen erregte, machte dem Wirthe ein Zeichen, ihm zu folgen, bezahlte die Zeche mit einer seines Herrn würdigen Großmuth und stieg wieder zu Pferde.

Grimaud gedachte Anfangs geraden Wegs nach Paris zurückzukehren, aber es fiel ihm die Unruhe ein, welche seine verlängerte Abwesenheit bei Raoul verursachen mußte. Er erinnerte sich, daß Raoul nur zwei Meilen von dem Orte entfernt war, an welchem er selbst sich befand, daß er in einer Stunde bei ihm sein könnte und zum Hin- und Herreiten und zu einer Erklärung nur einer Stunde bedürfte. Er setzte deßhalb sein Pferd in Galopp und stieg zehn Minuten nachher im gekrönten Maulesel, der einzigen Herberge von Mazingarde, ab.

Bei den ersten Worten, die er mit dem Wirthe austauschte, erlangte er die Gewißheit, daß er denjenigen, welchen er suchte, eingeholt hatte.

Raoul saß mit dem Grafen von Guiche und seinem Hofmeister bei Tische; aber das düstere Abenteuer vom Morgen ließ auf den zwei jungen Stirnen eine Traurigkeit zurück, welche das heitere Wesen von Herrn d'Arminges, der mehr Philosoph war, als sie, denn er hatte sich längst an solche Schauspiele gewöhnt, nicht zu zerstreuen vermochte.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und Grimaud erschien, bleich, bestaubt, noch bedeckt von dem Blute des unglücklichen Verwundeten.

„Grimaud, mein guter Grimaud, Du bist endlich hier? Entschuldigt, meine Herren, es ist kein Diener, sondern ein Freund."

Und er stand auf, lief auf ihn zu und fuhr fort:

„Wie geht es dem Herrn Grafen? Vermißt er mich ein wenig? Hast Du ihn seit unserer Trennung gesehen? Aber ich habe Dir auch viele Dinge mitzutheilen. Seit drei Tagen sind uns viele Abenteuer begegnet. Doch was hast Du? Wie bleich siehst Du aus? Blut! Warum dieses Blut?"

„In der That, er hat Blut an sich," sprach der Graf sich erhebend. Seid Ihr verwundet, mein Freund?"

„Nein, gnädiger Herr,“ antwortete Grimaud, „dieses Blut ist nicht das meinige.“

„Wessen denn?‘ fragte Raoul.

„Es ist das Blut des Unglücklichen, den Ihr in der Herberge zurückgelassen habt, und der in meinen Armen verschieden ist.“

„Dieser Mensch in Deinen Armen! Weißt Du, wer er war?“

„Ja,“ erwiederte Grimaud.

„Es war der ehemalige Henker von Bethune.“

„Ich weiß es.“

„Du kanntest ihn?“

„Ich kannte ihn.“

„Und er ist todt?“

„Ja,“ sprach Grimaud.

Die zwei jungen Leute schauten sich an.

„Was wollt Ihr, meine Herren?“ sagte d'Arminges, „es ist das gemeinschaftliche Gesetz, und man ist nicht davon befreit, wenn man Henker war. In dem Augenblick, wo ich seine Wunde gesehen habe, hatte ich eine schlechte Ansicht davon, und Ihr wißt, es war seine eigene Meinung, da er einen Mönch verlangte.“

Bei dem Worte Mönch erbleichte Grimaud.

„Zu Tische, zu Tische!“ rief d'Arminges, welcher, wie alle Männer dieser Epoche und besonders seines Alters die Empfindlichkeit zwischen zwei Gängen nicht zuließ.

„Ja, mein Herr, Ihr habt Recht,“ sprach Raoul. „Vorwärts, Grimaud, laß' Dir auftragen, bestelle, befiehl, und wenn Du ausgeruht hast, sprechen wir mit einander.“

„Nein, Herr, nein,“ entgegnete Grimaud, „ich kann mich nicht einen Augenblick aufhalten, ich muß sogleich nach Paris zurückkehren.“

„Wie! Du kehrst nach Paris zurück? Du täuschest Dich; Olivain geht ab, Du bleibst.“

„Olivain bleibt im Gegentheil und ich reise; ich bin gerade deßhalb gekommen, um es Euch mitzutheilen.“

„Aber warum diese Veränderung?“

„Ich kann es Euch nicht sagen.“

„Erkläre Dich!“

„Ich kann mich nicht erklären.“

„Was soll dieser Scherz bedeuten?“

„Der Herr Vicomte weiß, daß ich nie scherze.“

„Ja, ich weiß aber auch, daß der Herr Graf de la Fère gesagt hat, Du würdest bei mir bleiben und Olivain würde nach Paris zurückkehren. Ich werde die Befehle des Herrn Grafen befolgen.“

„Unter diesen Umständen nicht.“

„Solltest Du mir zufälliger Weise ungehorsam sein?“

„Ja, gnädiger Herr, denn ich muß.“

„Du beharrst also darauf?“

„Ja, ich gehe. Alles Glück, Herr Vicomte.“

Und Grimaud verbeugte sich und wandte sich nach der Thüre, um wegzugehen; zugleich wüthend und beunruhigt, lief ihm Raoul nach, hielt ihn beim Arme und rief:

„Grimaud bleibe, ich will es haben.“

„Dann wollt Ihr, daß ich den Herrn Grafen tödten lasse?“ sprach Grimaud.

Grimaud grüßte und schickte sich an, wegzugehen.

„Grimaud, mein Freund,“ sagte der Vicomte, „Du wirst nicht so weggehen, wirst mich nicht in einer solchen Unruhe lassen. Grimaud, sprich, sprich, in des Himmels Namen!“

Raoul wankte und fiel auf einen Stuhl zurück.

„Ich kann Euch nur Eines sagen, gnädiger Herr, denn das Geheimniß, das Ihr wissen wollt, ist nicht das meinige. Ihr seid einem Mönche begegnet, nicht wahr?“

„Ja.“

Die zwei jungen Leute schauten sich erschrocken an.

„Ihr habt ihn zu dem Verwundeten geführt?“

„Ja.“

„Ihr habt also Zeit gehabt, ihn zu sehen?“

„Ja.“

„Und vielleicht würdet Ihr ihn wiedererkennen, solltet Ihr ihn je treffen?“

„O ja, ich schwöre es.“

„Und ich auch,“ sprach von Guiche.

„Nun wohl, wenn Ihr ihn je trefft,“ sagte Grimaud, „wo es auch sein mag, im freien Felde, in der Straße einer Stadt, in einer Kirche, wo er sein wird und wo Ihr sein werdet, setzt den Fuß auf ihn und zertretet ihn ohne Mitleid, wie Ihr es mit einer Viper, mit einer Schlange, mit einer Natter machen würdet, zertretet ihn und verlaßt ihn nicht eher, als bis er todt ist. So lange er lebt, ist auch das Leben von fünf Menschen für mich zweifelhaft.“

Und ohne ein Wort beizufügen, benützte Grimaud das schreckensvolle Erstaunen, in das er diejenigen versetzt hatte, welche ihm zuhörten, um sich eiligst zu entfernen.

„Seht, Graf,“ sprach Raoul, sich nach Guiche umwendend, „hatte ich Euch nicht gesagt, dieser Mönch mache den Eindruck einer Schlange auf mich!“

Zwei Minuten nachher hörte man auf der Straße den Galopp eines Pferdes. Raoul lief an das Fenster. Es war Grimaud, welcher wieder den Weg nach Paris einschlug. Er grüßte den Vicomte, den Hut schwingend, und verschwand bald an der Biegung der Straße.

Auf dem Wege dachte Grimaud an zwei Dinge: erstens, daß ihn sein Pferd bei der Schnelligkeit, mit der er ritt, nicht zehn Meilen bringen würde, zweitens daran, daß er kein Geld hatte.

Aber Grimaud besaß eine um so fruchtbarere Einbildungskraft, je weniger er sprach.

Bei dem ersten Relais, das er traf, verkaufte er sein Pferd, und mit dem Gelde für sein Pferd nahm er die Post.

XVI.

Der Tag vor der Schlacht.

Raoul wurde seinen düsteren Betrachtungen durch den Wirth entzogen, der heftig in das Zimmer trat, in welchem die von uns erzählte Scene vorgefallen war und ausrief: „Die Spanier! die Spanier!"

Dieser Ruf war ernst genug, daß jede andere Unruhe verschwinden mußte, um derjenigen Platz zu machen, welche der Name der Spanier verursachen sollte. Die jungen Leute zogen Erkundigungen ein und erfuhren, der Feind rücke wirklich durch Houdain und Bethune vor.

Während Herr d'Arminges Befehle gab, daß die Pferde, welche sich eben erfrischten, marschfertig gemacht würden, begaben sich die jungen Leute an das höchste Fenster des Hauses, das die Umgegend beherrschte, und sahen wirklich auf der Seite von Mersin und Sains ein zahlreiches Corps von Fußgängern und Reitern zum Vorschein kommen. Dießmal war es nicht mehr eine nomadische Gruppe von Parteigängern, es war ein ganzes Heer.

Es ließ sich nun nichts Anderes thun, als dem weisen Rathe von Herrn d'Arminges zu folgen und sich zurückzuziehen.

Die jungen Leute stiegen rasch hinab, Herr d'Arminges war bereits zu Pferde. Olivain hielt die zwei Thiere der jungen Leute an der Hand und die Lackeien des Grafen von Guiche bewachten sorgfältig den ge-

fangenen Spanier, welcher auf einem Klepper ritt, den man zu diesem Behufe gekauft hatte. Zu weiterer Vorsicht waren ihm die Hände gebunden.

Die kleine Truppe schlug den Weg nach Cambrin ein, wo man den Prinzen zu finden glaubte; aber er war seit dem vorhergehenden Tage nicht mehr hier und hatte sich, getäuscht durch die falsche Nachricht, der Feind müßte in Essaire über die Lys setzen, nach Bassée zurückgezogen.

Diese Nachricht hatte wirklich den Prinzen bewogen, seine Truppen von Bethune zu entfernen und alle seine Streitkräfte zwischen Vieille-Chapelle und Benthie zusammenzuziehen. Er selbst aber war nach einer Recognoscirung auf der ganzen Linie mit dem Marschall von Grammont zurückgekehrt und befragte die Offiziere, welche an seiner Seite saßen, über die Erkundigungen, welche jeder von ihnen einzuziehen übernommen hatte; Keiner aber wußte bestimmte Kunde zu geben. Die feindliche Armee war seit achtundvierzig Stunden völlig verschwunden.

Nun ist aber nie ein feindliches Heer so nahe und folglich so bedrohlich, als wenn es gänzlich verschwunden ist. Der Prinz war gegen seine Gewohnheit verdrießlich und sorgenvoll, als ein Offizier vom Dienste eintrat und dem Marschall von Grammont meldete, es wünsche ihn Jemand zu sprechen.

Der Herzog von Grammont bat mit dem Blicke den Prinzen um Erlaubniß und entfernte sich.

Der Prinz folgte ihm mit den Augen, und seine Blicke blieben auf die Thüre geheftet. Niemand wagte es, zu sprechen, aus Furcht, ihn in seinen Gedanken zu stören.

Plötzlich erscholl ein dumpfer Lärm, der Prinz erhob sich lebhaft und streckte die Hand nach der Gegend aus, von welcher der Lärm kam.

Dieser Lärm war ihm wohl bekannt, es war der der Kanone.

Alle hatten sich erhoben. In diesem Augenblick wurde die Thüre wieder geöffnet.

„Monseigneur," sprach der Marschall von Grammont strahlend, „erlaubt Eure Hoheit, daß Ihr mein Sohn, der Graf von Guiche, und sein Reisegefährte, der Vicomte von Bragelonne, die Kunde vom Feinde geben, die wir suchen und sie gefunden haben?"

„Wie?" sprach der Prinz lebhaft, „ob ich es erlaube? Ich erlaube es nicht nur, sondern ich wünsche, sie mögen eintreten."

Der Marschall führte die zwei jungen Leute ein, und diese befanden sich dem Prinzen gegenüber.

„Sprecht, meine Herren," sagte der Prinz sie begrüßend, „sprecht zuerst, dann wollen wir uns die üblichen Complimente machen. Das Dringendste für uns ist jetzt, zu erfahren, wo der Feind steht und was er thut."

Dem Grafen von Guiche kam natürlich das Wort zu. Er war nicht nur der ältere von den beiden jungen Leuten, sondern auch bereits dem Prinzen von seinem Vater vorgestellt. Ueberdieß kannte er den Prinzen seit geraumer Zeit, während ihn Raoul zum ersten Male sah.

Er erzählte also dem Prinzen, was sie in dem Gasthause zu Mazingarde gesehen hatten. Während dieser Zeit betrachtete Raoul den jungen General, welcher sich bereits durch die Schlachten von Rocroy, Freiburg und Nördlingen so großen Ruhm erworben hatte.

Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, den man seit dem Tode von Heinrich von Bourbon, seinem Vater, durch Abkürzung und nach der Gewohnheit der Herr Prinz nannte, war ein junger Mann von höchstens sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren, mit einem Adlerblicke, agl' occhi Grifagni, wie Dante sagt, mit einer gebogenen Nase, mit langen, in Locken herabflatternden Haaren, von mittlerem, aber schönem

Wuchse. Er besaß alle Eigenschaften eines großen Kriegers, d. h. Blick, rasche Entscheidung, fabelhaften Muth, was ihn übrigens nicht abhielt, zu gleicher Zeit ein Mann von Eleganz und Witz zu sein, so daß er außer der Revolution, die er durch neue Einrichtungen und strategische Erfindungen in den Krieg brachte, auch in Paris eine Revolution unter den jungen Leuten des Hofes gemacht hatte, deren natürlicher Führer er war, und die man im Gegensatze gegen die Elegans des alten Hofes, für welche Bassompierre, Bellegarde und der Herzog von Angoulême als Muster gedient hatten, Petits-Maitres nannte.

Bei den ersten Worten des Grafen von Guiche und aus der Richtung, von der der Lärm der Kanonen kam, hatte der Prinz Alles begriffen. Der Feind mußte in Saint-Venant über die Lys gesetzt haben, und marschirte gegen Lens, ohne Zweifel in der Absicht, sich dieser Stadt zu bemächtigen und das französische Heer zu trennen.

Aber von welcher Stärke war diese Truppe? War es ein Corps, bestimmt, eine einfache Diversion zu bewirken, war es die ganze Armee?

Dies war die letzte Frage des Prinzen, welche von Guiche nicht zu beantworten vermochte.

Da sie aber dem Prinzen als die wichtigste erschien, so hätte derselbe auf diese eine genaue, pünktliche, bestimmte Antwort zu haben gewünscht.

Raoul überwand nun das sehr natürliche Gefühl der Schüchternheit, das sich seiner Person dem Prinzen gegenüber bemächtigte, und sprach, sich ihm nähernd:

„Wird mir Monseigneur erlauben, einige Worte über diesen Gegenstand zu wagen, welche ihn vielleicht der Verlegenheit entziehen?“

Der Prinz wandte sich um und schien den jungen Menschen ganz und gar gleichsam in einen einzigen Blick

zu hüllen. Er lächelte, als er in ihm ein Kind von kaum fünfzehn Jahren erkannte.

„Allerdings, mein Herr, sprecht," sagte er, seine kräftige Stimme sänftigend, als richtete er das Wort an eine Frau.

„Monseigneur könnte den gefangenen Spanier befragen," erwiederte Raoul erröthend.

„Ihr habt einen Spanier zum Gefangenen gemacht?" rief der Prinz.

„Ja, Monseigneur."

„Ah, es ist wahr!" versetzte von Guiche, „ich hatte es vergessen."

„Das ist ganz einfach, denn Ihr habt ihn gefangen genommen," sprach Raoul lächelnd.

Der alte Marschall wandte sich gegen den Vicomte um, dankbar für das seinem Sohne gespendete Lob, während der Prinz ausrief:

„Dieser Jüngling hat Recht, man führe den Spanier herbei."

Mittlerweile nahm der Prinz von Guiche bei Seite und befragte ihn über die Art und Weise, wie sie den Spanier zum Gefangenen gemacht hatten, und wer dieser Jüngling wäre.

„Mein Herr," sagte der Prinz zu Raoul zurückkehrend, „ich weiß, daß Ihr einen Brief von meiner Schwester, der Frau von Longueville, bei Euch habt; aber ich sehe, daß Ihr es vorzoget, Euch durch einen guten Rath, den Ihr mir ertheiltet, selbst zu empfehlen."

„Monseigneur," versetzte Raoul erröthend, „ich wollte Eure Hoheit nicht in dem so wichtigen Gespräche mit dem Herrn Grafen unterbrechen; doch hier ist der Brief."

„Es ist gut," entgegnete der Prinz; „Ihr werdet ihn mir später geben. Hier kommt der Gefangene. Denken wir an das Wichtigere."

Man brachte wirklich den Parteigänger.

Es war einer von den Condottieri, wie man sie in jener Zeit noch fand, Leute, gealtert in schlimmen Streichen aller Art, ihr Blut verkaufend an Jeden, der es bezahlen wollte. Seitdem er gefangen war, hatte er kein einziges Wort gesprochen, so daß diejenigen, welche ihn festgenommen hatten, nicht einmal wußten, welcher Nation er angehörte.

Der Prinz schaute ihn mit einer Miene unbeschreiblichen Mißtrauens an.

„Von welcher Nation bist Du?" fragte der Prinz.

Der Gefangene erwiederte einige Worte in fremder Sprache.

„Ah, ah! es scheint, er ist ein Spanier. Sprecht Ihr Spanisch, Grammont?"

„Meiner Treue, Monseigneur, sehr wenig."

„Und ich gar nicht," sagte der Prinz lachend. „Meine Herren," fügte er, sich gegen seine Umgebung wendend, bei, „ist Einer unter Euch, der Spanisch spricht und mir als Dolmetscher dienen will?"

„Ich, Monseigneur," antwortete Raoul.

„Ah, Ihr sprecht Spanisch?"

„Hinreichend, wie ich glaube, um die Befehle Eurer Hoheit bei diesem Falle zu vollziehen."

Während dieser ganzen Zeit war der Gefangene unempfindlich geblieben, als hätte er gar nicht begriffen, wovon es sich handelte.

„Monseigneur läßt Euch fragen, von welcher Nation Ihr seid?" fragte der Jüngling im reinsten Castilianisch.

„Ich bin ein Deutscher," antwortete der Gefangene.

„Was Teufels, sagte er?" fragte der Prinz, „und was für ein neues Kauderwälsch ist das?„

„Er sagt, er sei ein Deutscher, Monseigneur," erwiederte Raoul, „ich zweifle jedoch daran, denn sein Accent ist schlecht und seine Aussprache mangelhaft."

„Ihr sprecht also auch Deutsch?" fragte der Prinz.

„Ja, Monseigneur," antwortete Raoul.

„Genug, um ihn in dieser Sprache zu befragen?"

„Ja, Monseigneur."

„Fragt ihn also."

Raoul begann sein Verhör, aber die Thatsache unterstützte seine Meinung. Der Gefangene hörte nicht oder stellte sich, als hörte er nicht, was Raoul ihm sagte, und Raoul verstand nur schlecht seine mit Flämmischem und Elsässischem vermischten Antworten.

Doch trotz der Anstrengung des Gefangenen, um ein regelmäßiges Verhör zu vereiteln, erkannte Raoul den natürlichen Accent dieses Menschen.

„Non siete Spagnuolo," sagte er, non siete Tedesco, siete Italiano?"

Der Gefangene machte eine Bewegung, und biß sich in die Lippen.

„Ah, das verstehe ich vortrefflich," sprach der Prinz von Condé, „und da er ein Italiener ist, so will ich das Verhör fortsetzen. Ich danke, Vicomte," fügte der Prinz lachend bei; „ich ernenne Euch von diesem Augenblick an zu meinem Dolmetscher."

Aber der Gefangene war eben so wenig geneigt, italienisch, als in den andern Sprachen zu antworten. Er trachtete nur darnach, die Fragen zu umgehen und zu vereiteln. Auch wußte er weder die Zahl des Feindes, noch die Namen derjenigen, welche ihn befehligten, noch den Zweck des Marsches der Armee.

„Es ist gut," sprach der Prinz, der die Ursache dieser Unwissenheit wohl begriff, „dieser Mensch ist plündernd und mordend gefangen genommen worden. Er hätte sein Leben durch Sprechen erkaufen können; er will nicht sprechen. Führt ihn weg und laßt ihn über die Klinge springen."

Der Gefangene erbleichte. Die zwei Soldaten, welche ihn herbeigebracht hatten, nahmen ihn jeder bei einem Arme und führten ihn gegen die Thüre, während der Prinz, sich nach dem Marschall von Granmont

umwendend, bereits den von ihm ertheilten Befehl vergessen zu haben schien.

Auf der Thürschwelle blieb der Gefangene stille stehen. Die Soldaten, welche nur ihren Befehl kannten, wollten ihn zwingen, weiter zu gehen.

„Einen Augenblick," sagte der Gefangene französisch; „ich bin bereit zu sprechen, Monseigneur."

„Ah, ah!" rief der Prinz, „ich wußte wohl, daß wir damit endigen würden. Ich habe ein vortreffliches Mittel, die Zungen zu lösen. Benützt es, Ihr jungen Leute, in der Zeit, wo Ihr befehligen werdet."

„Aber unter der Bedingung," fuhr der Gefangene fort, „daß mir Eure Hoheit durch einen Eid mein Leben sichert."

„Auf mein adeliges Ehrenwort," sprach der Prinz.

„Dann fragt, Monseigneur."

„Wo ist das Heer über die Lys gesetzt?"

„Zwischen Saint-Venant und Aire."

„Von wem wird es befehligt?"

„Von dem Grafen von Fuensaldagna, von dem General Beck und von dem Erzherzog in Person."

„Aus wie viel Mann besteht es?"

„Aus 18.000 Mann und 36 Feldstücken."

„Und es marschirt?"

„Gegen Lens."

„Ihr seht, meine Herren!" rief der Prinz, sich mit triumphirender Miene gegen den Marschall von Grammont und die übrigen Offiziere umwendend.

„Ja, Monseigneur," sagte der Marschall, „Ihr habt errathen, was dem menschlichen Genie zu errathen möglich ist."

„Ruft le Plessis-Bellièvre, Villequier und d'Erlac zurück," sagte der Prinz; „ruft alle Truppen zurück, welche diesseits der Lys stehen; sie sollen sich bereit halten, noch in dieser Nacht zu marschiren. Morgen greifen wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Feind an."

„Aber bedenkt, Monseigneur," sprach der Mar-

schall von Grammont, „daß wir, wenn wir unsere ganze verfügbare Mannschaft sammeln, kaum die Zahl von 13,000 Mann erreichen werden.“

„Mein Herr Marschall,“ entgegnete der Prinz mit dem bewunderungswürdigen Blicke, der nur ihm angehörte, „mit den kleinen Heeren gewinnt man die großen Schlachten.“

Dann sich gegen den Gefangenen umwendend: „Man führe diesen Menschen weg und bewache ihn sorgfältig. Sein Leben hängt von den Nachrichten ab, die er uns gegeben hat. Sind sie wahr, so ist er frei; sind sie falsch, so erschieße man ihn.“

Man führte den Gefangenen weg.

„Graf von Guiche,“ versetzte der Prinz, „Ihr habt lange Zeit Euern Vater nicht gesehen; bleibt bei ihm. Mein Herr,“ fuhr er, sich an Raoul wendend, fort, „wenn Ihr nicht zu müde seid, so folgt mir.“

„Bis an das Ende der Welt, Monseigneur!“ rief Raoul, der für diesen jungen General, welcher ihm seines Rufes so würdig zu sein schien, eine unbewußte Begeisterung fühlte.

Der Prinz lächelte. Er verachtete die Schmeichler, aber er schätzte die Enthusiasten.

„Vorwärts, mein Herr,“ sagte er, „Ihr seid gut im Rathe, wir haben so eben einen Beweis davon erhalten; morgen werden wir sehen, wie Ihr bei der That seid...“

„Und ich, Monseigneur,“ sprach der Marschall, „was soll ich thun?“

„Bleibt, um die Truppen zu empfangen. Entweder werde ich sie selbst holen, oder ich schicke einen Eilboten, damit Ihr sie mir zuführt. Zwanzig gut berittene Wachen, das ist Alles, was ich zu meinem Geleite brauche.“

„Das ist sehr wenig,“ versetzte der Marschall.

„Genug,“ entgegnete der Prinz. „Habt Ihr ein gutes Pferd, Herr von Bragelonne?“

„Das meinige ist diesen Morgen getödtet worden, und ich reite einstweilen das von meinem Bedienten."

„Verlangt und wählt selbst in meinen Ställen ein Pferd, welches Euch zusagt. Keine falsche Scham. Nehmt, was Euch am besten dient. Ihr braucht es vielleicht diesen Abend und morgen ganz gewiß."

Raoul ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wußte, daß bei den Oberen, besonders wenn die Oberen Prinzen sind, die äußerste Höflichkeit darin besteht, daß man ohne Zögern und Abwägen gehorcht. Er ging in die Ställe hinab, wählte ein andalusisches isabellfarbiges Pferd und sattelte und zäumte es selbst; denn Athos hatte ihm anempfohlen, im Augenblicke der Gefahr ein so wichtiges Geschäft Niemand anzuvertrauen. Er kehrte zu dem Prinzen zurück, der in diesem Augenblick zu Pferde stieg.

„Nun, mein Herr," sagte er zu Raoul," wollt mir den Brief geben, dessen Ueberbringer Ihr seid."

Raoul reichte den Brief dem Prinzen.

„Haltet Euch in meiner Nähe, mein Herr," sagte dieser.

Der Prinz gab seinem Pferde die Sporen, hing den Zaum auf den Sattelknopf, wie dies seine Gewohnheit war, wenn er die Hände frei haben wollte, entsiegelte den Brief von Frau von Longueville und entfernte sich im Galopp auf der Straße nach Lens, begleitet von Raoul, während die Boten, welche die Truppen zurückrufen sollten, in entgegengesetzten Richtungen mit verhängten Zügeln fortsprengten.

Der Prinz las während seines eiligen Rittes.

„Mein Herr," sprach er nach einem Augenblick, „man sagt mir alles mögliche Gute von Euch; ich habe Euch nur Eines zu bemerken, nämlich, daß ich nach dem Wenigen, was ich von Euch gesehen und gehört habe, noch mehr von Euch denke, als man mir sagt."

Raoul verbeugte sich.

Bei jedem Schritte, der die kleine Truppe gegen Lens führte, erschollen indessen die Kanonenschüsse näher und näher. Der Blick des Prinzen war gegen dieses Geräusch mit der Starrheit eines Raubvogels gerichtet. Man hätte glauben sollen, er besäße die Macht, die Vorhänge von Bäumen zu durchdringen, welche sich vor ihm ausdehnten und den Horinzont begränzten.

Von Zeit zu Zeit dehnte sich die Nase des Prinzen aus, als drängte es ihn, den Pulverdampf einzuathmen, und er schnaufte wie ein Pferd.

Endlich hörte man den Donner der Kanonen so nahe, daß man offenbar nur noch eine Meile von dem Schlachtfelde entfernt war. An der Wendung der Straße erblickte man wirklich das kleine Dorf Aunay. Die Bauern waren in großer Bestürzung. Das Gerücht von den Grausamkeiten der Spanier hatte sich verbreitet und stürzte Jeden in Schrecken. Die Weiber waren bereits gegen Vitry geflohen; einige Männer blieben allein.

Bei dem Anblicke des Prinzen liefen sie herbei. Einer derselben erkannte ihn.

„Ach! Monseigneur," sprach er, „kommt Ihr, um alle diese Schurken von Spaniern und alle diese Räuber von Lothringern zu verjagen?"

„Ja," antwortete der Prinz, „wenn Du mir als Führer dienen willst."

„Gerne, Monseigneur; wohin soll ich Eure Hoheit führen?"

„An einen erhabenen Ort, von wo aus ich Lens und seine Umgebung sehen kann."

„Das soll geschehen und was weiter?"

„Kann ich mich Dir anvertrauen? Bist Du ein guter Franzose?"

„Ich bin ein alter Soldat von Rocroy, Monseigneur."

„Halt," sagte der Prinz und gab ihm seine Börse,

„das ist für Rocroy. Willst Du nun ein Pferd oder ziehst Du es vor, zu Fuße zu gehen?“

„Zu Fuße, Monseigneur, zu Fuße, ich habe immer bei der Infanterie gedient. Ueberdieß gedenke ich Eure Hoheit auf Wegen zu führen, wo sie selbst abzusteigen genöthigt sein wird.“

„Vorwärts,“ sprach der Prinz, „und keine Zeit verloren.“

Der Bauer lief vor dem Pferde des Prinzen her; hundert Schritte vom Dorfe schlug er einen kleinen Weg ein, der sich durch ein hübsches Thal zog.

Eine halbe Meile marschirte man so unter einer Bedeckung von Bäumen. Die Kanonen erschollen so nahe, daß man bei jedem Schusse hätte glauben sollen, man höre die Kugel pfeifen. Endlich fand man einen Fußpfad, der vom Wege abging und sich auf der Seite eines Berges hinzog. Der Bauer wählte diesen Fußpfad und forderte den Prinzen auf, ihm zu folgen. Dieser stieg ab, befahl einem seiner Adjutanten und Raoul, dasselbe zu thun, und den Andern, seine Befehle zu erwarten, dabei aber sehr auf ihrer Hut zu sein, und fing an, den Fußpfad zu ersteigen.

Nach zehn Minuten war man in die Ruinen eines alten Schlosses gelangt. Diese Ruinen bekränzten den Gipfel eines Hügels, von dessen Höhe aus man die ganze Umgegend beherrschte. Auf kaum eine Viertelmeile erschaute man Lens hart bedrängt und vor Lens die ganze feindliche Armee. Mit einem Blicke umfaßte der Prinz die ganze Strecke, welche sich vor seinen Augen ausdehnte, von Lens bis Vismy. In einem Augenblick entrollte sich die Wahlstätte, welche am andern Tage Frankreich vor einer Invasion retten sollte, vor seinem Geiste. Er nahm ein Bleistift, riß ein Blatt aus seiner Schreibtasche und schrieb:

„Mein lieber Marschall,

„In einer Stunde wird Lens in der Gewalt des Feindes sein. Kommt zu mir, bringt das ganze Heer

mit Euch. Ich werde in Vendrin sein, um es seine Stellung faßen zu lassen. Morgen haben wir Lens wieder eingenommen und den Feind geschlagen."

Dann sich gegen Raoul umwendend, sagte er:

„Geht, Herr, jagt mit verhängten Zügeln und stellt diesen Brief Herrn von Grammont zu."

Raoul verbeugte sich, nahm das Papier, stieg rasch den Berg hinab, schwang sich auf sein Pferd und ritt im Galopp davon.

Eine Viertelstunde nachher war er bei dem Marschall.

Bereits war eine Abtheilung von Truppen angelangt. Den Rest erwartete man jeden Augenblick. Der Marschall von Grammont stellte sich an die Spitze aller verfügbaren Infanterie und Cavallerie und ließ den Herzog von Chatillon zurück, um die übrigen Truppen zu erwarten und nachzuführen.

Die ganze Artillerie war zum Aufbruch bereit und setzte sich in Marsch.

Es war sieben Uhr Abends, als der Marschall am Sammelplatze anlangte. Der Prinz erwartete ihn daselbst; denn er hatte es gesagt, Lens war beinahe unmittelbar nach dem Abgange von Raoul in die Gewalt des Feindes gefallen. Das Einstellen der Kanonade hatte überdieß dieses Ereigniß verkündigt.

Man erwartete die Nacht. Mit dem Eintritt der Finsterniß langten nach und nach die von dem Prinzen herbeigerufenen Truppen an. Es wurde Befehl gegeben, daß keine derselben die Trommel rühren oder die Trompete blasen lassen sollte.

Um neun Uhr war es völlig Nacht geworden. Eine letzte Abenddämmerung erleuchtete indessen die Ebene. Man setzte sich schweigend in Marsch. Der Prinz befehligte die Colonne.

Jenseits Aunay angelangt, erblickte das Heer Lens. Einige Häuser standen in Flammen und ein dumpfes Geräusch, das den Todeskampf einer im Sturme

genommenen Stadt andeutete, drang bis zu den Soldaten.

Der Prinz bezeichnete Jedem seinen Posten. Der Marschall von Grammont sollte die äußerste Linke halten und sich an Mericourt anlehnen. Der Herzog von Chatillon bildete das Centrum, der Prinz den rechten Flügel.

Die Schlachtordnung vom andern Tage sollte dieselbe sein, wie die der am Tage vorher eingenommenen Stellung. Jeder sollte sich auf dem Terrain befinden, worauf er zu manoeuvriren hätte.

Die Bewegung wurde in der tiefsten Stille und mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Um zehn Uhr nahm Jeder seine Stellung ein. Um halb eilf Uhr durchlief der Prinz die Posten und gab die Parole für den andern Tag.

Drei Dinge waren vor Allem den Führern empfohlen, welche darüber wachen sollten, daß die Soldaten dieselben gewissenhaft beobachteten.

Erstens, daß die verschiedenen Corps sich bei dem Marsche wohl beobachteten, damit die Reiterei und die Infanterie auf derselben Linie wären und daß jede die bestimmte Entfernung einhielte;

Zweitens, nur im Schritte anzugreifen;

Drittens, den Feind zuerst schießen zu lassen.

Der Prinz gab den Grafen von Guiche seinem Vater und behielt Bragelonne für sich; aber die zwei jungen Leute baten um Erlaubniß, die Nacht mit einander zubringen zu dürfen, was ihnen auch bewilligt wurde.

Es wurde für sie ein Zelt in der Nähe des für den Marschall bestimmten aufgeschlagen. Obgleich der Tag ermüdend gewesen war, so fühlte doch weder der Eine noch der Andere ein Bedürfniß zu schlafen.

Ueberdies ist es eine wichtige, ernste Sache, selbst für die alten Soldaten, der Vorabend einer Schlacht,

und noch viel wichtiger für zwei junge Leute, die dieses furchtbare Schauspiel zum ersten Male sehen sollten.

Am Vorabend einer Schlacht denkt man an tausend Dinge, die man bis dahin vergessen hatte, und die einem jetzt in den Kopf kommen; am Vorabend einer Schlacht werden die Gleichgültigen Freunde, die Freunde Brüder. Es versteht sich von selbst, daß, wenn man im Grunde seines Herzens ein zärtliches Gefühl hegt, dieses Gefühl ganz natürlich den höchsten Grad der Begeisterung erreicht, den es zu erreichen im Stande ist.

Es ist zu glauben, daß jeder von den zwei jungen Leuten von einem solchen Gefühle bewegt wurde; denn nach wenigen Augenblicken setzte sich jeder von ihnen an ein Ende des Zeltes und fing an auf dem Schooße zu schreiben.

Die Briefe wurden lang, die vier Seiten bedeckten sich nach und nach mit feinen und gedrängten Buchstaben. Von Zeit zu Zeit schauten sich die jungen Leute lächelnd an. Sie verstanden sich, ohne etwas zu sprechen. Diese zwei zartfühlenden, sympathischen Naturen waren bestimmt, einander zu verstehen, ohne zu sprechen.

Sobald die Briefe vollendet waren, legte jeder den seinigen in zwei Umschläge, wo keiner den Namen der Person lesen konnte, an welche er ihn gerichtet hatte, er müßte denn den ersten Umschlag zerreißen. Dann näherten sie sich einander und tauschten ihre Briefe lächelnd aus.

„Wenn mir Unglück widerfahren würde...“ sagte Bragelonne.

„Wenn ich getödtet würde...“ sprach von Guiche.

„Seid unbesorgt,“ sagten alle Beide.

Hierauf umarmten sie sich, wie zwei Brüder, hüllten sich jeder in seinen Mantel ein und schliefen den jungen, lieblichen Schlaf, den die Vögel, die Blumen und die Kinder schlafen.

XVII.

Ein Abendbrod von Ehemals.

Die zweite Zusammenkunft der alten Musketiere war nicht prunkend und bedrohlich, wie die erste. Athos dachte mit seiner stets erhabenen Vernunft, die Tafel wäre der rascheste und vollständigste Vereinigungspunkt; und in dem Augenblick, wo seine Freunde, seine Mäßigkeit befürchtend, nicht von einem von den guten Mahlen von Ehemals zu sprechen wagten, wie sie solche im Tannenapfel oder bei dem Parpaillot eingenommen hatten, schlug er zuerst vor, sich bei einer gut bestellten Tafel einzufinden und sich jeder seinem Charakter und seinen Manieren ohne Rückhalt hinzugeben, eine Hingebung, welche das gute Einverständniß unter ihnen erhalten und ihnen den Beinamen der Unzertrennlichen gebracht hatte.

Der Vorschlag war Allen angenehm, besonders d'Artagnan, welcher ein großes Verlangen hatte, den guten Geschmack und die Heiterkeit der Unterhaltungen seiner Jugend wieder zu finden, denn seit geraumer Zeit hatte sein feiner, für die Freude empfänglicher Geist nur ungenügende Befriedigung, ein gemeines Futter, wie er es selbst nannte, gefunden. Im Begriff, Baron zu werden, war Porthos entzückt, diese Gelegenheit zu finden, in Athos und Aramis den Ton und die Manieren der Leute von Stand zu studiren. Aramis wollte Neuigkeiten aus dem Palais-Royal in Erfahrung bringen und sich für jeden Fall ergebene Freunde bewahren, welche einst mit so raschen und unüberwindlichen Schwertern seine Streitigkeiten unterstützt hatten.

Athos war der Einzige, der von den Andern nicht zu empfangen und nichts zu erwarten hatte, und

nur von einem Gefühle einfacher Größe und reiner Freundschaft bewegt wurde.

Man kam dahin überein, daß Jeder ganz genau seine Adresse geben und daß bei dem Bedürfnisse von einem der Verbündeten die Versammlung bei einem berühmten Traiteur der Rue de la Monnaie mit dem Schilde zur Einsiedelei zusammenberufen werden sollte. Die erste Versammlung wurde auf den folgenden Mittwoch Abends acht Uhr anberaumt.

Die vier Freunde kamen wirklich an diesem Tage pünktlich zur bezeichneten Stunde und jeder von seiner Seite. Porthos hatte ein neues Pferd probiren müssen; d'Artagnan kam von der Wache im Louvre ab; Aramis hatte eine von seinen Reuerinnen in der Nähe besuchen müssen und Athos, der sein Quartier in der Rue Guenégaud genommen hatte, speiste gewöhnlich in diesem Hause. Sie waren also sehr erstaunt, sich vor der Thüre der Einsiedelei zusammenzufinden, Athos über den Pont = Neuf, Porthos durch die Rue du Roule, d'Artagnan durch die Rue des Fossés = Saint-Germain-l'Auxerrois, Aramis durch die Rue de Bethisy herbeikommend. Die ersten Worte, welche die vier Freunde austauschten, waren gerade durch den Eifer, welchen jeder in seine Kundgebungen legte, etwas gezwungen, und das Mahl begann mit einer gewissen Steifheit. Man sah, daß d'Artagnan sich anstrengte, um zu lachen, Athos, um zu trinken, Aramis, um zu erzählen, und Porthos, um zu schweigen. Athos gewahrte diese Verlegenheit und bestellte, um ein rasches Gegenmittel anzuwenden, vier Flaschen Champagner.

Bei diesem mit der gewöhnlichen Ruhe von Athos gegebenen Befehl sah man das Antlitz des Gascogners sich entrunzeln und die Stirne von Porthos sich aufhellen.

Aramis war erstaunt; er wußte nicht nur, daß Athos nicht mehr trank, sondern auch, daß er einen gewissen Widerwillen gegen den Wein empfand. Dieses

Erstaunen wuchs, als er Athos sich ein volles Glas einschenken und mit der Begeisterung von Ehemals trinken sah. D'Artagnan füllte und leerte sein Glas ebenfalls. Porthos und Aramis stießen mit den ihrigen an. In einem Augenblick waren die vier Flaschen leer. Man hätte glauben sollen, es drängte die Gäste, sich von ihren Hintergedanken zu trennen.

In einem Augenblick hatte dieses vortreffliche specifische Mittel auch die kleinste Wolke zerstreut, welche im Grunde ihres Herzens zurückbleiben konnte. Sie fingen an, lauter zu sprechen, ohne daß Einer um anzufangen wartete, bis der Andere vollendet hatte, und Jeder nahm seine Lieblingsstellung bei Tische ein. Bald knüpfte Aramis — eine unerlebte Erscheinung — zwei Nesteln von seinem Wammse auf; als Porthos dieß sah, öffnete er alle die seinigen.

Die Schlachten, die langen Ritte, die empfangenen und gegebenen Stiche und Stöße hatten die ersten Kosten der Unterhaltung zu tragen. Dann ging man zu den Kämpfen über, die man gegen denjenigen ausgehalten hatte, welchen man jetzt den großen Cardinal nannte.

„Meiner Treue!" sagte Aramis lachend, „die Todten sind nun sattsam gelobt, laßt uns die Lebenden ein wenig durch die Hechel ziehen. Ich möchte gerne über Mazarin herfallen. Ist es erlaubt?"

„Immerhin," erwiederte d'Artagnan, ebenfalls lachend, „immerhin; erzählt Euere Geschichte und ich klatsche Euch Beifall, wenn sie gut ist."

„Ein großer Fürst," sprach Aramis, „mit dem Mazarin eine Verbindung zu schließen suchte, wurde von diesem aufgefordert, ihm das Verzeichniß der Bedingungen zu schicken, unter denen er ihm die Ehre erzeigen würde, sich mit ihm zu vertragen. Der Fürst, dem es einigermaßen widerstrebte, mit einem solchen Knauser zu unterhandeln, machte nur ungerne sein Verzeichniß und schickte es ihm. In diesem Verzeich-

niß standen drei Dinge, welche Mazarin mißfielen; er ließ dem Fürsten zehntausend Thaler anbieten, wenn er darauf Verzicht leisten würde."

„Ah! ah! ah!" riefen die drei Freunde, „das war nicht theuer, und er hatte nicht zu befürchten, beim Worte genommen zu werden. Was that der Fürst?"

„Der Fürst schickte sogleich 50,000 Livres an Mazarin, ersuchte denselben, nie mehr an ihn zu schreiben, und bot ihm zugleich noch 20,000 Livres mehr, wenn er sich verbindlich machen würde, nie mehr mit ihm zu sprechen."

„Was that Mazarin?"

„Er ärgerte sich," sprach Athos.

„Er ließ den Boten prügeln," sagte Porthos.

„Er nahm die Summe an," versetzte d'Artagnan.

„Ihr habt es errathen, d'Artagnan," erwiederte Aramis.

Und sie brachen insgesammt in ein so schallendes Gelächter aus, daß der Wirth heraufkam und nachfragte, ob die Herren etwas nöthig hätten.

Er hatte geglaubt, man schlage sich.

Endlich wurde es wieder etwas ruhiger.

„Darf man auch Herrn von Beaufort etwas kolben?" sprach d'Artagnan, „ich habe große Lust dazu."

„Thut es," antwortete Aramis, der ganz genau diesen feinen und muthigen gascognischen Geist kannte, welcher nie auch nur einen Schritt auf irgend einem Gebiete zurückwich.

„Und Ihr Athos?" sagte d'Artagnan.

„Ich schwöre Euch, so wahr ich ein Edelmann bin, daß wir lachen, wenn Ihr komisch seid."

„Ich fange an," sprach d'Artagnan. „Als Herr von Beaufort eines Tages mit einem von seinen Freunden von dem Herrn Prinzen sprach, sagte er ihm, er habe sich bei den ersten Streitigkeiten zwischen Mazarin und dem Parlament mit Herrn von Chavigny im Widerspruch gefunden, und als er gesehen, daß er ein

großer Anhänger des neuen Cardinals gewesen, denselben auf gehörige Weise gourmirt.

„Dieser Freund, welcher von Herrn von Beaufort wußte, daß er eine sehr leichte Hand hatte, war nicht wenig über diesen Umstand erstaunt und lief spornstreichs zu dem Herrn Prinzen. Die Sache wird ruchbar und Jedermann wendet Chavigny den Rücken zu. Dieser forscht nach einer Erklärung der allgemeinen Kälte. Man zögert, ihm den Grund mitzutheilen. Endlich wagt es Einer, ihm zu sagen, Jedermann sei sehr erstaunt darüber, daß er sich von Herrn von Beaufort, obgleich dieser ein Prinz, habe gourmiren lassen.

„„Und wer sagt, der Prinz habe mich gourmirt?““ fragte Chavigny.

„„Der Prinz selbst,““ antwortete der Freund.

„Man geht an die Quelle zurück und findet die Person, zu welcher der Prinz dieses Wort gesprochen hatte; bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, wiederholt und bestätigt sie das Gerücht.

„In Verzweiflung über eine solche Verleumdung, die er durchaus nicht begreift, erklärt Chavigny seinen Freunden, er werde eher sterben, als eine solche Beleidigung ertragen. In Folge hievon schickt er zwei Zeugen zu dem Prinzen, mit dem Auftrage, ihn zu fragen, ob er sich wirklich geäußert, er habe Herrn von Chavigny gourmirt?“

„„Ich habe es gesagt und wiederhole es,““ antwortete der Prinz, „es ist die Wahrheit.“

„„Monseigneur,““ sprach hierauf einer von den Abgeordneten von Chavigny, „„erlaubt mir, Eurer Hoheit zu bemerken, daß Schläge, einem Edelmann ertheilt, ebenso denjenigen, welcher sie gibt, als den Empfänger entwürdigen. Der König Ludwig XIII. wollte keine adelige Kammerdiener haben, um berechtigt zu sein, seine Kammerdiener zu schlagen.““

„„Ei, so sagt mir doch,““ sprach Herr von Beau-

fort erstaunt, „„wer hat Schläge bekommen und wer spricht vom Schlagen?““

„„Ihr, Monseigneur, der Ihr behauptet, geschlagen zu haben.““

„„Wen?““

„„Herrn von Chavigny.““

„„Ich?““

„„Habt Ihr nicht, wenigstens wie Ihr sagt, Herrn von Chavigny gourmirt?““

„„Ja.““

„„Nun, er leugnet es.““

„„Ah!““ sprach der Prinz, „„ich habe ihn allerdings gourmirt und sage Euch hier meine eigenen Worte,““ fügte Herr von Beaufort mit der ganzen ihm eigenthümlichen Majestät bei:

„„Mein lieber Chavigny, Sie sind sehr tadelnswerth, daß Sie einen Burschen wie Mazarin unterstützen.““

„„Ah, Monseigneur,““ rief der Andere, „„ich begreife, gourmandirt wolltet Ihr sagen.““ *)

„„Gourmandiren, gourmiren! was thut das?““ sprach der Prinz, „„ist es nicht dasselbe? In der That, Eure Wortmacher sind große Schulfüchse.““

Man lachte viel über diesen philologischen Irrthum von Herrn von Beaufort, dessen Verstöße in dieser Hinsicht sprüchwörtlich zu werden anfingen, und es wurde beschlossen, daß insofern der Parteigeist für immer aus diesen freundschaftlichen Versammlungen verbannt bleiben müßte, d'Artagnan und Porthos die

---

*) Wir mußten darauf Verzicht leisten, für diese Anekdote ein deutsches Wortspiel aufzufinden, und konnten nur die französischen Ausdrücke mit der üblichen Abänderung der Endsylben gebrauchen. Der Prinz von Beaufort ist historisch bekannt durch beständige Verwechslung ähnlich lautender Wörter. Er gebrauchte hier den Ausdruck gourmer: mit Fäusten schlagen, für das Wort gourmander: ausschelten.

Prinzen verspotten könnten, unter der Bedingung, daß es Athos und Aramis gestattet sein sollte, Mazarin zu gourmiren.

„Meiner Treue," sagte d'Artagnan zu seinen zwei Freunden, „Ihr habt Recht, diesem Mazarin zu grollen, denn ich schwöre Euch, daß er Euch ebenfalls nicht wohl will."

„Wirklich?" sagte Athos; „würde ich glauben, dieser Bursche kenne mich dem Namen nach, so ließe ich mich umtaufen, aus Furcht, man könnte annehmen, ich kenne auch ihn."

„Er kennt Euch nicht bei Eurem Namen, sondern durch Eure Thaten. Er weiß, daß es zwei Edelleute gibt, welche ganz besonders zu der Flucht von Herrn von Beaufort beigetragen haben, und er läßt sie sehr thätig suchen, dafür stehe ich Euch."

„Durch wen?"

„Durch mich."

„Wie, durch Euch?"

„Ja, er hat mich noch an diesem Morgen holen lassen, um mich zu fragen, ob ich irgend eine Kunde hätte."

„Ueber diese zwei Edelleute?"

„Und was habt Ihr ihm geantwortet?"

„Ich hätte keine, aber ich würde mit zwei Personen zu Mittag speisen, die mir wohl Auskunft geben könnten."

„Dieß habt ihr ihm gesagt?" sprach Porthos, und eine unbeschreibliche Heiterkeit verbreitete sich über seinem Antlitz. „Bravo, und das macht Euch nicht bange, Athos?"

„Nein," sagte Athos, „es ist nicht eine Nachforschung von Mazarin, was ich befürchte."

„Ihr?" versetzte Aramis. „Sagt mir doch ein wenig, was Ihr fürchtet!"

„Nichts, in diesem Augenblick wenigstens, das ist wahr."

„Und in der Vergangenheit?“ sagte Porthos.

„Ah, in der Vergangenheit, das ist etwas Anderes,“ sprach Athos mit einem Seufzer; „in der Vergangenheit und in der Zukunft.“

„Fürchtet Ihr etwa für Euern jungen Raoul?“ fragte Aramis.

„Bah!“ rief d'Artagnan, „man wird nie im ersten Gefechte getödtet.“

„Und auch nicht in dem zweiten,“ versetzte Aramis.

„Und eben so wenig in dem dritten,“ sprach Porthos. „Ueberdieß kommt man zurück, wenn man todt ist, der Beweis davon sind wir.“

„Nein,“ entgegnete Athos, „es ist auch nicht Raoul, was mich beunruhigt, denn er wird sich hoffentlich wie ein Edelmann betragen, und stirbt er, so wird es der Tod des Tapfern sein. Doch hört, wenn ihm dieses Unglück begegnete...“ Athos fuhr mit der Hand über seine bleiche Stirne.

„Nun?“ fragte Aramis.

„Wohl, ich würde dieses Unglück als eine Sühnung betrachten.“

„Ah, ah!“ rief d'Artagnan, „ich weiß, was Ihr sagen wollt.“

„Und ich auch,“ sprach Aramis, „aber man muß nicht daran denken, Athos. Was geschehen ist, ist geschehen.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ sagte Porthos.

„Die Geschichte von Armentières,“ flüsterte d'Artagnan.

„Die Geschichte von Armentières!“ sagte Porthos.

„Mylady....“

„Ah ja, das hatte ich vergessen.“

Athos schaute ihn mit seinem tiefen Auge an und sprach:

„Ihr habt es vergessen, Porthos?“

„Meiner Treue, ja, es ist schon lange her.“

„Die Sache lastet also nicht auf Eurem Gewissen?“

„Meiner Treue, nein,“ antwortete Porthos.

„Und bei Euch, Aramis?“

„Ich denke zuweilen daran, wie an einen von den Gewissensfällen, welche sich ganz besonders zur Discussion eignen.“

„Und Ihr, d'Artagnan?“

„Ich gestehe, wenn mein Geist bei dieser furchtbaren Epoche stille steht, so habe ich nur Erinnerungen für den eisigen Körper der armen Madame Bonacieux. Ja, ja,“ murmelte er, „ich habe oft ein Bedauern wegen des Opfers, nie Gewissensbisse für die Mörderin gehabt.“

Athos schüttelte zweifelhaft den Kopf.

„Bedenkt,“ sagte Aramis, „daß diese Frau, wenn Ihr die göttliche Gerechtigkeit und ihre Theilnahme an den Dingen dieser Welt zugebt, nach dem Willen Gottes bestraft worden ist.“

„Aber der freie Willen des Menschen, Aramis?“

„Was thut der Richter? Er hat auch seinen freien Willen und verurtheilt ohne Furcht. Was thut der Henker? Er ist Herr seiner Arme und schlägt dennoch ohne Gewissensbisse.“

„Der Henker,“ murmelte Athos, und man sah, daß ihn eine Erinnerung fesselte.

„Ich weiß, daß es furchtbar ist,“ sagte d'Artagnan, „aber wenn ich bedenke, daß wir Engländer, Rocheller, Spanier, sogar Franzosen tödteten, die uns nichts Schlimmeres zufügten, als daß sie auf uns anschlugen und uns fehlten, daß sie kein anderes Unrecht gegen uns hatten, als daß sie den Degen mit uns kreuzten und nicht schnell zur Parade kamen, so entschuldigen wir uns über den Tod dieser Frau bei meiner Ehre.“

„Nun,“ sagte Porthos, „da Ihr die Erinnerung in mir hervorgerufen habt, Athos, so sehe ich die Scene vor mir, als ob ich noch dabei stünde. Mylady war

dort, wo Ihr seid (Athos erbleichte), ich war an dem Platze, wo sich d'Artagnan befindet; ich hatte an meiner Seite ein Schwert, welches schnitt wie ein Damascener. Ihr erinnert Euch, Aramis, denn Ihr nanntet es meinen Balizardo? Nun wohl, ich schwöre Euch allen Dreien, wenn der Henker von Bethune nicht da gewesen wäre... nicht wahr, von Bethune, so würde ich dieser Verbrecherin, ohne mich zu besinnen oder sogar auch mit Vorbedacht, den Kopf abgeschlagen haben."

„Und dann," sagte Aramis mit dem Tone sorgloser Philosophie, den er angenommen hatte, seitdem er der Kirche angehörte, und worin viel mehr Atheismus als Vertrauen zu Gott lag, „wozu soll es nützen, an Alles das zu denken? Was geschehen ist, ist geschehen. Wir beichten diese Handlung in der letzten Stunde und Gott wird besser wissen, als wir, ob es ein Verbrechen, ein Fehler oder eine verdienstliche Handlung war. Es bereuen, sagt Ihr? Meiner Treue, nein! Auf Ehre und auf das Kreuz, ich bereue es nur, weil es eine Frau war."

„Das Beruhigendste bei Allem dem ist, daß von diesem Vorfall keine Spur mehr übrig bleibt," sprach d'Artagnan.

„Sie hatte einen Sohn," sagte Athos.

„Ah! ja, ich weiß es," versetzte d'Artagnan, „Ihr habt mir davon gesprochen. Aber wer weiß, was aus ihm geworden ist. Todt die Schlange, todt die Brut! Glaubt Ihr, von Winter, sein Oheim, werde diese junge Schlange aufgezogen haben? Lord Winter hat sicherlich den Sohn verdammt, wie er die Mutter verdammte."

„Dann wehe Lord Winter, denn das Kind hatte ihm nichts gethan."

„Das Kind ist todt oder der Teufel soll mich holen," rief Porthos. „Es gibt so viel Nebel in diesem abscheulichen Lande, wie d'Artagnan versichert...."

In dem Augenblicke, wo dieser Schluß von Porthos auf die mehr oder minder verdüsterten Stirnen vielleicht die Heiterkeit zurückgeführt hätte, vernahm man das Geräusch von Tritten auf der Treppe, und es wurde an die Thüre geklopft.

„Herein!“ sagte Athos.

„Meine Herren,“ sprach der Wirth, „es ist ein Mann da, welcher große Eile hat und einen von Euch zu sprechen wünscht.“

„Welchen?“ fragten die vier Freunde.

„Denjenigen, welcher sich Graf de la Fère nennt.“

„Das bin ich,“ sagte Athos. „Und wie heißt der Bursche?“

„Grimaud.“

„Ah,“ murmelte Athos erbleichend, „was ist Bragelonne begegnet!“

„Laßt ihn eintreten,“ sprach d'Artagnan.

Aber Grimaud war bereits die Treppe heraufgelaufen und wartete auf der Schwelle. Bald stürzte er in das Zimmer und schickte sogleich den Wirth mit einer Geberde weg. Der Wirth verschloß die Thüre wieder. Die vier Freunde harrten in gespannter Erwartung — die Aufregung von Grimaud, seine Bläße, der Schweiß, der über sein Gesicht lief, der Staub, mit dem seine Kleider überzogen waren, Alles kündigte an, daß er sich zum Boten einer wichtigen, furchtbaren Nachricht gemacht hatte.

„Meine Herren,“ sagte er, „diese Frau hatte ein Kind, das Kind ist ein Mann geworden. Die Tigerin hatte ein Junges, der Tiger ist aufgeschossen. Er kommt, seid auf Eurer Hut!“

Athos schaute seine Freunde mit einem schwermüthigen Lächeln an; Porthos suchte sein Schwert, das an der Wand hing; Aramis ergriff sein Messer; d'Artagnan stand auf.

„Was willst Du damit sagen, Grimaud?“ fragte der letztere.

„Daß der Sohn von Mylady England verlassen hat, daß er sich in Frankreich befindet, daß er nach Paris kommt, wenn er nicht schon hier ist.“

Diese Erklärung wurde mit einem langen Stillschweigen aufgenommen. Grimaud war so keuchend, so ermattet, daß er auf einen Stuhl sank.

Athos füllte ein Glas mit Champagner und brachte es ihm.

„Nun, im Ganzen,“ sagte d'Artagnan, „wenn er lebte, wenn er nach Paris käme... wir haben wohl schon Andere gesehen. Er mag kommen!“

„Ja,“ versetzte Porthos, mit seinem an der Wand aufgehängten Degen liebäugelnd, „er mag kommen!“

„Ueberdies ist es nur ein Kind,“ sprach Aramis.

Grimaud stand auf.

„Ein Kind!“ rief er. „Wißt Ihr, was dieses Kind gethan hat? Als Mönch verkleidet, hat es die ganze Geschichte, den Henker von Bethune Beichte hörend, entdeckt, und nachdem es die Beichte gehört und Alles von ihm erfahren hatte, hat es ihm zur Absolution diesen Dolch in das Herz gestoßen. Seht; er ist noch roth und feucht; denn es sind nicht mehr als dreißig Stunden, daß man ihm denselben aus der Wunde gezogen hat.“

Und Grimaud warf den von dem Mönche in der Wunde des Henkers zurückgelassenen Dolch auf den Tisch.

D'Artagnan, Porthos und Aramis erhoben sich und liefen mit einer gleichzeitigen Bewegung nach ihren Degen.

Athos allein blieb ruhig und träumerisch auf seinem Stuhle.

„Und Du sagst, er sei als Mönch gekleidet, Grimaud?“

„Ja, als Augustinermönch.“

„Was für ein Mensch ist es?“

„Von meinem Wuchse, wie mir der Wirth mit-

getheilt hat, mager, bleich, mit hellblauen Augen und blonden Haaren."

„Und.... er hat Raoul nicht gesehen?"

„Im Gegentheil, sie haben sich begegnet und der Vicomte selbst führte ihn an das Bett des Sterbenden."

Athos stand auf, ohne ein Wort zu sprechen, und nahm ebenfalls seinen Degen von der Wand.

„Ah, meine Herren!" rief d'Artagnan und versuchte es zu lachen, „wißt Ihr, daß wir aussehen, wie alberne Weibsbilder, wir vier Männer, die wir, ohne eine Miene zu verziehen, Heeren Stand gehalten haben, wir zittern vor einem Kinde!"

„Ja, sprach Athos, „aber dieses Kind kommt im Namen Gottes."

Und sie verließen schleunigst die Gastwirthschaft.

XVIII.

Der Brief von Karl I.

Nun muß der Leser mit uns über die Seine setzen, und uns in das Carmeliterinnen-Kloster der Rue Saint-Jacques folgen.

Es ist eilf Uhr Morgens und die frommen Schwestern haben so eben eine Messe für den Erfolg der Waffen von König Karl I. gehalten. Von der Kirche aus sind eine junge Frau und ein junges Mädchen, Beide schwarz gekleidet, die Eine wie eine Wittwe, die Andere wie eine Waise, in ihre Zelle zurückgekehrt.

Die Frau ist vor ein gemaltes hölzernes Betpult niedergekniet und einige Schritte von ihr steht, auf einen Stuhl gestützt, das junge Mädchen und weint.

Die Frau muß schön gewesen sein, aber man sieht, daß die Zähren sie alt gemacht haben. Das junge Mädchen ist reizend und die Thränen verschönern es noch. Die Frau scheint vierzig, das Mädchen vierzehn Jahre alt zu sein.

„Mein Gott," sprach die kniende Beterin, „erhalte meinen Gatten, erhalte meinen Sohn und nimm mein so trauriges, so elendes Leben."

„Mein Gott," sprach das junge Mädchen, „erhalte mir meine Mutter!"

„Deine Mutter vermag nichts mehr für Dich in dieser Welt, Henriette," sprach, sich umwendend, die betrübte Frau; „Deine Mutter hat weder Thron, noch Gemahl, noch Sohn, noch Freunde. Deine Mutter, mein armes Kind, ist von der ganzen Welt verlassen."

Und in die Arme ihrer Tochter stürzend, brach die Frau in ein lautes Schluchzen aus.

„Meine Mutter, fasset Muth," rief das junge Mädchen.

„Ah, die Könige sind unglücklich in diesem Jahre," sprach die Mutter und legte ihr Haupt auf die Schulter des Kindes. „Niemand denkt an uns in diesem Lande, denn Jeder denkt nur an seine eigenen Angelegenheiten. So lange Dein Bruder noch bei uns war, unterstützte er mich, aber Dein Bruder ist abgereist und gegenwärtig nicht einmal im Stande, Dir oder seinem Vater Nachricht zu geben. Ich habe meine letzten Juwelen verpfändet, meine Kleider und die Deinigen verkauft, um die Gehalte seiner Diener zu bezahlen, welche sich weigerten, ihn zu begleiten, wenn ich nicht dieses Opfer gebracht hätte. Nun sind wir darauf beschränkt, auf Kosten der Töchter des Herrn zu leben. Wir sind Arme, auf die Hülfe Gottes angewiesen."

„Aber warum wendet Ihr Euch nicht an die Königin, Eure Schwester?" fragte das Mädchen.

„Ah," antwortete die Bekümmerte, „die Königin,

meine Schwester, ist nicht mehr Königin, mein Kind, und ein Anderer regiert in ihrem Namen. Eines Tags wirst Du das begreifen."

„Also an den König, Euern Neffen; soll ich mit ihm sprechen? Ihr wißt, wie sehr er mich liebt, meine Mutter."

„Ach, der König, mein Neffe, ist noch nicht König, und ihm selbst, wie Du weißt, La Porte hat es uns zwanzig Mal gesagt, fehlt es an Allem."

„Dann wollen wir uns an Gott wenden," sprach das junge Mädchen.

Und es kniete neben seine Mutter nieder.

Die zwei Frauen, welche so neben einander vor demselben Betpulte knieten, waren die Tochter und die Enkelin von Heinrich IV., die Frau und die Tochter von Karl I.

Sie hatten so eben ihr Doppelgebet vollendet, als eine Nonne sachte an die Thüre klopfte.

„Herein, meine Schwester," sprach die Aeltere von den Frauen, indem sie ihre Thränen abtrocknete und sich erhob.

Die Nonne öffnete ehrfurchtsvoll die Thüre.

„Eure Majestät wolle mich gnädigst entschuldigen, wenn ich sie in ihren Betrachtungen störe," sagte sie; „aber es ist ein Fremder im Sprechzimmer, der von England kommt und sich die Ehre erbittet, Eurer Majestät einen Brief übergeben zu dürfen."

„Ah, einen Brief! einen Brief vom König vielleicht! Hörst Du? ohne Zweifel Nachrichten von Deinem Vater, Henriette."

„Ja, Madame, ich höre und hoffe."

„Und wer ist der Herr, sprecht."

„Ein Edelmann von fünf und vierzig bis fünfzig Jahren."

„Hat er seinen Namen genannt?"

„Mylord von Winter."

„Mylord von Winter!“ rief die Königin, „der Freund meines Gatten? O laßt ihn eintreten!“

Und die Königin lief dem Boten entgegen und faßte ihn bei der Hand.

Lord Winter kniete in die Zelle eintretend nieder und übergab der Königin einen in einem goldenen Etui verwahrten Brief.

„Ah, Mylord,“ sprach die Königin, „Ihr bringt uns drei Dinge, die wir seit langer Zeit nicht mehr gesehen haben: Gold, eine ergebene Seele und einen Brief von unserem Gemahl und Herrn.“

Lord Winter verbeugte sich, aber er vermochte nicht zu antworten, so erschüttert war er.

„Mylord,“ sprach die Königin auf den Brief deutend, „Ihr begreift, daß es mich drängt, zu erfahren, was dieses Papier enthält.“

„Ich entferne mich, Madame,“ sprach der Lord.

„Nein, bleibt,“ sagte die Königin, „wir werden vor Euch lesen. Begreift Ihr nicht, daß ich tausend Fragen an Euch zu machen habe?“

Der Lord ging einige Schritte zurück und blieb dann schweigend stille stehen.

Die Mutter und die Tochter zogen sich in eine Fenstervertiefung zurück und lasen gierig, die Tochter auf den Arm der Mutter gestützt, folgenden Brief:

„Madame und theure Gemahlin.

„Wir sind am Ziele angelangt. Alle Quellen, welche mir Gott gelassen hat, sind in dem Lager von Naseby concentrirt, von wo aus ich Euch in Eile schreibe. Hier erwarte ich das Heer meiner meuterischen Unterthanen und ich werde zum letzten Male gegen sie streiten. Bin ich Sieger, so setze ich den Kampf auf lange Zeiten fort, werde ich besiegt, so bin ich gänzlich verloren. In letzterem Falle (ach! in unserer Lage muß man Alles vorhersehen), will ich die Küste von Frankreich zu erreichen suchen; aber kann man dort, will man einen unglücklichen König aufnehmen, der ein so

trauriges Beispiel in ein bereits durch bürgerliche Zwistigkeiten aufgeregtes Land bringt? Eure Weisheit und Eure Liebe sollen mir als Führer dienen. Der Ueberbringer dieses Briefes, Madame, wird Euch sagen, was ich nicht der Gefahr eines Zufalls anvertrauen kann. Er wird Euch erklären, welchen Schritt ich von Euch erwarte. Ich beauftrage ihn auch mit meinem Segen für meine Kinder und mit allen Gefühlen meines Herzens für Euch, Madame und theure Gemahlin."

Der Brief war unterzeichnet statt Karl König — Karl noch König.

So traurig das Lesen dieses Briefes war, dessen Eindrücke Winter auf dem Gesichte der Königin verfolgte, so brachte es doch in ihre Augen einen Strahl der Hoffnung.

„Er mag nicht mehr König sein," rief sie, „er mag besiegt, verbannt, geächtet werden, er lebe nur. Ach, der Thron ist heut' zu Tage ein zu gefährlicher Posten, als daß ich wünschen könnte, er möchte auf demselben bleiben. Doch sagt mir, Mylord," fuhr die Königin fort, „verhehlt mir nichts: wo ist der König? Ist seine Lage so verzweifelt, als er denkt?"

„Ach, Madame, noch verzweifelter, als er selbst glaubt. Seine Majestät hat ein so gutes Herz, daß er den Haß nicht begreift. Der König ist so ritterlich, daß er den Verrath nicht ahnet. England ist von einem Schwindelgeiste befallen, der, ich befürchte es, nur im Blute erlöschen wird."

„Aber Lord Montrose," antwortete die Königin, „ich hörte von raschen und großen Siegen, von Schlachten, gewonnen in Inverlashy, in Alfort und in Kilsyth; ich hörte sagen, er marschire an die Gränze, um sich mit dem König zu verbinden?"

„Ja, Madame, aber an der Gränze traf er Lesly; er hatte den Sieg durch übermenschliche Unternehmungen ermüdet; der Sieg verließ ihn. In Phillippaugh geschlagen, war Montrose genöthigt, die Reste seines

Heeres zu verabschieden und als Bedienter verkleidet zu fliehen. Er befindet sich in Bergen in Norwegen."

„Gott beschütze ihn!" sprach die Königin; „es ist wenigstens ein Trost, zu wissen, daß diejenigen, welche so oft ihr Leben für uns gewagt haben, in Sicherheit sind. Und nun, Mylord, da ich die Lage des Königs so sehe, wie sie ist, d. h. verzweifelt, so sagt mir, was Ihr mir im Auftrage meines königlichen Gemahls mitzutheilen habt."

„Wohl, Madame," antwortete Winter, „der König, Euer Gemahl, wünscht, daß Ihr die Stimmung des Königs und der Königin in Beziehung auf ihn erforschen möget."

„Ach, Ihr wißt es," antwortete die Königin, „der König ist nur ein Kind und die Königin eine Frau und zwar eine sehr schwache. Herr von Mazarin ist Alles."

„Sollte er in Frankreich die Rolle spielen wollen, welche Cromwell in England spielt?"

„Oh nein; es ist ein geschmeidiger, verschlagener Italiener, dem es vielleicht von Verbrechen träumt, der es aber nie wagt, sie zu begehen, und gerade im Gegensatz gegen Cromwell, welcher über zwei Kammern verfügt, hat Mazarin im Parlament nur die Königin zur Stütze."

„Ein Grund mehr, daß er einen König beschützt, den die Parlamente verfolgen."

Die Königin schüttelte voll Bitterkeit den Kopf.

„Wenn ich meinem eigenen Urtheile trauen darf," sagte sie, „so wird der Cardinal nichts thun oder vielmehr gegen uns sein. Meine Gegenwart und die meiner Tochter belästigen ihn bereits; um so mehr wird ihm die des Königs zur Last sein. Mylord," fügte Henriette schwermüthig lächelnd bei: „es ist traurig und beinahe schmählich, zu bekennen, daß wir den Winter im Louvre ohne Geld, ohne Wäsche, fast ohne Brod zugebracht haben und zuweilen in Ermanglung von Holz nicht aufgestanden sind."

„Schauderhaft!“ rief der Lord, „die Tochter von Heinrich IV., die Frau von König Karl. Warum wandtet Ihr Euch nicht an den ersten Besten von uns?“

„Das ist die Gastfreundschaft, welche einer Königin der Minister gibt, von dem sie ein König verlangen will.“

„Aber ich hörte von einer Heirath zwischen Seiner Hoheit, dem Prinzen von Wales, und Mademoiselle von Orleans sprechen,“ sagte der Lord.

„Ja, ich hatte einen Augenblick Hoffnung dazu; die Kinder liebten sich; aber die Königin, welche Anfangs zu dieser Liebe die Hände bot, hat ihre Ansichten verändert; der Herr Herzog, der das Entstehen ihrer Vertraulichkeit ermuthigt hatte, verbot seiner Tochter, ferner an diese Verbindung zu denken. Ah, Mylord,“ fuhr die Königin fort, ohne daß sie daran dachte, ihre Thränen zu trocknen, „es ist besser, zu kämpfen, wie es der König gethan hat, und zu sterben, wie er es vielleicht thun wird, denn als Bettlerin zu leben, wie ich es thue.“

„Muth, Madame,“ sprach Lord Winter, „Muth, verzweifelt nicht. Es liegt in den in diesem Augenblick so sehr erschütterten Interessen von Frankreich, den Aufruhr bei dem ihm benachbartsten Volke zu bekämpfen. Mazarin ist ein Staatsmann und er wird diese Nothwendigkeit begreifen.“

„Aber seid Ihr sicher,“ sagte die Königin, „daß man Euch nicht zuvorkommen wird?“

„Wer soll mir zuvorkommen?“

„Joyce, Pridge, Cromwell.“

„Ein Schneider, ein Krämer, ein Bierbrauer! Ach, ich hoffe, Madame, der Cardinal würde mit solchen Menschen nicht in Verbindung treten.“

„Ei, was ist er denn selbst,“ fragte Henriette.

„Aber für die Ehre des Königs, für die der Königin ...“

„Wir wollen hoffen, daß er etwas für diese Ehre

thut," erwiederte Henriette. „Ein Freund besitzt eine so gute Beredsamkeit, daß Ihr mich beruhigt. Gebt mir also Eure Hand und gehen wir zu dem Minister."

„Madame," sprach der Lord sich verbeugend, „diese Ehre macht mich ganz verwirrt."

„Aber wenn er sich weigerte," sagte Henriette stille stehend, „und wenn der König die Schlacht verlöre?"

„So würde Seine Majestät nach Holland fliehen, wo, wie ich vernommen habe, Seine Hoheit, der Prinz von Wales, verweilt."

„Könnte Seine Majestät für die Flucht auf viele so treue Diener zählen, wie Ihr seid?"

„Ach nein, Madame, aber es ist für den Fall vorhergesehen, und ich habe Verbündete in Frankreich."

„Verbündete?" sprach die Königin den Kopf schüttelnd."

„Madame, wenn ich alte Freunde wiederfinde, die ich einst gehabt habe, so stehe ich für Alles."

„Vorwärts, Mylord," sagte die Königin, mit dem peinigenden Zweifel von Leuten, welche lange Zeit unglücklich gewesen sind; „gehen wir, und Gott erhöre Euch."

Die Königin stieg in den Wagen und der Lord begleitete sie zu Pferde, gefolgt von zwei Lackeien.

XIX.

Der Brief von Cromwell.

In dem Augenblick, wo Madame Henriette die Carmeliter verließ, um sich in das Palais-Royal zu begeben, stieg ein Reiter vor dem Thore dieses königlichen Wohngebäudes vom Pferde und kündigte den Wa-

chen an, er habe dem Cardinal Mazarin etwas Wichtiges mitzutheilen.

Obgleich der Cardinal oft Furcht hatte, so war er doch ziemlich zugänglich, denn er bedurfte noch viel öfter des Rathes und der Auskunft. Man fand nicht an der ersten Thüre die wahre Schwierigkeit, selbst die zweite öffnete sich leicht; aber an der dritten wachte außer seiner Garde und den Huissiers der getreue Bernouin, der Cerberus, den kein Wort zu biegen, kein Stab, und wäre er von Gold gewesen, zu bezaubern vermochte.

An der dritten Thüre mußte also derjenige, welcher um eine Audienz bat oder diese forderte, sich einem förmlichen Verhöre unterziehen.

Der Reiter ließ sein Pferd an einem Gitter im Hofe gebunden, stieg die große Treppe hinauf und sagte, sich an die Wachen im ersten Saale wendend:

„Der Herr Cardinal Mazarin?“

„Geht weiter!“ antworteten die Wachen, ohne aufzuschauen; die Einen beugten sich über ihre Karten, die Andern über ihre Würfel, und sie waren insgesammt darüber erfreut, daß sie zu verstehen geben konnten, sie hätten nicht den Dienst der Lackeien zu thun.

Der Reiter trat in den zweiten Saal. Dieser war von den Musketieren und den Huissiers bewacht.

Er wiederholte seine Bitte.

„Ihr habt einen Audienzbrief?“ fragte ein Huissier ihm entgegentretend.

„Ich habe einen, aber nicht von dem Cardinal von Mazarin.“

„Geht hinein und fragt Herrn Bernouin,“ sprach der Huissier.

Und er öffnete die Thüre des dritten Zimmers.

Mag es Zufall sein, mag er sich auf seinem gewöhnlichen Posten befunden haben, Bernouin stand hinter dieser Thüre und hatte Alles gehört.

„Ihr sucht mich, mein Herr?“ sprach er. „Von wem ist der Brief, den Ihr Seiner Eminenz bringt?

„Vom General Oliver Cromwell,“ antwortete der Reiter. „Wollt diesen Namen Seiner Eminenz sagen, und mir dann eröffnen, ob Monseigneur mich empfangen will, oder nicht.“

Und er verharrte in der düsteren, stolzen, den Puritanern eigenthümlichen, Haltung.

Nachdem Bernouin den jungen Mann von oben bis unten mit einem forschenden Blicke angeschaut hatte, ging er in das Cabinet des Cardinals, dem er die Worte des Boten überbrachte.

„Ein Mensch, der einen Brief von Oliver Cromwell bringt?“ sagte Mazarin, „und was für ein Mensch ist es?“

„Ein wahrer Engländer, Monseigneur. Haare, blond, roth, mehr roth als blond; Augen, grau, blau, mehr grau als blau. Im Uebrigen Stolz und Steifheit.“

„Laß Dir den Brief von ihm geben.“

„Monseigneur verlangt den Brief,“ sprach Bernouin, aus dem Cabinet wieder in das Vorzimmer tretend.

„Monseigneur wird den Brief nicht ohne den Träger sehen,“ antwortete der junge Mann; „aber um Euch zu überzeugen, daß ich wirklich der Träger eines Briefes bin, schaut, hier ist er.“

Bernouin betrachtete das Siegel, und als er sah, daß der Brief vom General Oliver Cromwell kam, schickte er sich an, zu Mazarin zurückzukehren.

„Fügt bei,“ sagte der junge Mann, „daß ich nicht ein gewöhnlicher Bote, sondern ein außerordentlicher Gesandter bin.“

Bernouin kehrte in das Cabinet zurück und kam nach einigen Secunden wieder heraus.

„Tretet ein, mein Herr,“ sagte er, die Thüre offen haltend.

Mazarin bedurfte alles dieses Hin- und Hergehens, um die Aufregung einigermaßen zu beschwichtigen, die ihm die Ankündigung dieses Briefes verursacht hatte. So scharfsichtig sein Geist auch war, so suchte er doch vergebens nach dem Beweggrunde, welcher Cromwell mit ihm in Verbindung zu treten veranlaßt haben dürfte.

Der junge Mann erschien auf der Schwelle des Cabinets. Er hielt seinen Hut in einer Hand und den Brief in der andern.

Mazarin stand auf.

„Ihr habt ein Beglaubigungsschreiben für mich, mein Herr?"

„Hier ist es, Monseigneur."

Mazarin nahm den Brief, entsiegelte ihn und las:

„Herr Mordaunt, einer meiner Secretäre wird Seiner Eminenz, dem Cardinal Mazarini in Paris, dieses Einführungsschreiben überreichen. Er ist außerdem der Ueberbringer eines vertraulichen Briefes für Seine Eminenz.

Oliver Cromwell."

„Sehr gut, Herr Mordaunt," sprach Mazarin; „gebt mir den zweiten Brief und setzt Euch."

Der junge Mann zog einen zweiten Brief aus seiner Tasche, gab ihn dem Cardinal und setzte sich.

Ganz in Gedanken versunken hatte der Cardinal mittlerweile den Brief genommen und drehte denselben, ohne ihn zu entsiegeln, in seiner Hand hin und her. Um aber den Boten von jeder Betrachtung abzubringen, fing er an, ihn seiner Gewohnheit gemäß zu befragen, und sagte, durch die Erfahrung überzeugt, daß es nur wenigen Menschen gelang, ihm etwas zu verbergen, wenn er zugleich fragte und anschaute:

„Ihr seid sehr jung, Herr Mordaunt, für das harte Geschäft eines Botschafters, wobei zuweilen die ältesten Diplomaten scheitern."

„Monseigneur, ich zähle drei und zwanzig Jahre, aber Eure Eminenz täuscht sich, wenn sie mir sagt,

ich sei sehr jung; ich bin älter als sie, obgleich ich nicht ihre Weisheit besitze."

„Wie so, mein Herr?" sprach Mazarin, „ich verstehe Euch nicht."

„Monseigneur, die Leidensjahre zählen doppelt, und ich leide seit zwanzig Jahren."

„Ah, ja, ich begreife," sagte Mazarin; „Ihr habt kein Vermögen, nicht wahr, Ihr seid arm?"

Dann fügte er in seinem Innern bei: „Diese englischen Revolutionäre sind lauter Bettler und Bauernkerle."

„Monseigneur, ich sollte eines Tags ein Vermögen von sechs Millionen besitzen, aber man hat es mir genommen."

„Ihr seid also kein Mann aus dem Volke?" fragte Mazarin erstaunt.

„Würde ich meinen Titel führen, so wäre ich Lord, würde ich meinen Namen führen, so hättet Ihr einen der erhabensten Namen Englands gehört."

„Wie heißt Ihr denn?"

„Ich heiße Herr Mordaunt," sprach der junge Mann sich verbeugend.

Mazarin begriff, daß der Abgesandte von Cromwell sein Incognito zu bewahren wünschte.

Er schwieg einen Augenblick, aber während dieses Augenblicks schaute er ihn mit noch größerer Aufmerksamkeit an, als er es das erste Mal gethan hatte.

Der junge Mann blieb völlig kalt und unempfindlich.

„Zum Teufel mit diesen Puritanern!" sagte Mazarin ganz leise; „sie sind aus Marmor gehauen."

Und ganz laut fügte er bei:

„Aber Ihr habt noch Verwandte?"

„Ja, einen, Monseigneur."

„Er wird Euch unterstützen."

„Ich habe mich dreimal zu ihm begeben, um ihn

um seine Unterstützung zu bitten, und dreimal ließ er mich durch seine Bedienten fortjagen."

„Oh, mein Gott, mein lieber Herr Mordaunt," sprach Mazarin in der Hoffnung, ihn durch sein falsches Mitleid in irgend eine Falle zu bringen; „mein Gott, Eure Erzählung interessirt mich sehr. Ihr kennt also Eure Geburt nicht?"

„Ich kenne sie erst seit kurzer Zeit."

„Und bis zu dem Augenblick, wo Ihr sie kennen lerntet?"

„Betrachtete ich mich als ein verlassenes Kind."

„Ihr habt also Eure Mutter nie gesehen?"

„Doch wohl, Monseigneur. Als ich noch ein kleines Kind war, kam sie dreimal zu meiner Amme. Ihrer düstern Erscheinung erinnere ich mich, als ob es heute wäre."

„Ihr habt ein gutes Gedächtniß," sprach Mazarin.

„O ja, Monseigneur," antwortete der junge Mann mit einer so seltsamen Betonung, daß dem Cardinal ein Schauer durch die Adern lief.

„Und wer hat Euch aufgezogen?"

„Eine französische Amme, die mich fortschickte, als ich fünf Jahre alt war, weil sie Niemand mehr bezahlte. Sie nannte mir den Verwandten, von dem meine Mutter oft mit mir gesprochen hatte."

„Was wurde dann aus Euch?"

„Da ich auf der Landstraße weinte und bettelte, nahm mich ein Pfarrer von Kingston auf, unterrichtete mich in der calvinischen Religion, ertheilte mir die ganze Wissenschaft, die er selbst besaß und unterstützte mich in meinen Nachforschungen nach meiner Familie."

„Und diese Nachforschungen?"

„Blieben fruchtlos; der Zufall that Alles."

„Ihr entdecktet, was das Schicksal Eurer Mutter gewesen war?"

„Ich erfuhr, daß sie dieser Verwandte mit Hülfe von vier Freunden ermordet hatte. Aber ich wußte be-

reits, daß ich des Adels verlustig war und daß mich der König Karl I. aller meiner Güter beraubt hatte."

„Ah, ich begreife jetzt, warum Ihr Herrn Cromwell dient. Ihr haßt den König?"

„Ja, Monseigneur, ich hasse ihn," antwortete der junge Mann.

Mazarin gewahrte mit Erstaunen den teuflischen Ausdruck, mit dem der junge Mann diese Worte sprach; während sich die gewöhnlichen Gesichter mit Blut färben, färbte sich sein Gesicht mit Galle und wnrde leichenblaß.

„Eure Geschichte ist furchtbar, Herr Mordaunt, und rührt mich im höchsten Maße; aber zu Eurem Glücke dient Ihr einem allmächtigen Herrn; er muß Euch in Euren Nachforschungen unterstützen."

„Monseigneur, einem guten Racehunde muß man nur das eine Ende einer Fährte zeigen, damit er sicher zu dem andern gelangt."

„Aber der Verwandte, dessen Ihr erwähnt habt, wollt Ihr, daß ich mit ihm spreche?" fragte Mazarin, dem daran lag, sich einen Freund bei Cromwell zu machen.

„Ich danke, Monseigneur, ich werde selbst mit ihm sprechen."

„Sagtet Ihr mir nicht, er habe Euch mißhandelt?"

„Das erste Mal, wo ich ihn nun sehe, wird er mich besser behandeln."

„Ihr habt also ein Mittel, ihn zu erweichen?"

„Ich habe ein Mittel, mich gefürchtet zu machen."

Mazarin schaute den jungen Mann an, aber bei dem Blitze, der aus seinen Augen zuckte, senkte er den Kopf und öffnete, verlegen, dieses Gespräch fortzusetzen, den Brief von Cromwell.

Allmählig wurden die Augen des jungen Mannes wieder matt, glasig, wie gewöhnlich, und er versank in eine tiefe Träumerei. Nachdem Mazarin die ersten Zeilen gelesen hatte, wagte er es, verstohlen zu schauen,

ob Mordaunt seine Physiognomie nicht beobachtete; als er seine Gleichgültigkeit wahrnahm, sagte er, unmerklich die Achseln zuckend:

„Laßt nur Eure Angelegenheiten von Leuten besorgen, die zugleich die ihrigen betreiben! Doch sehen wir, was der Brief von mir will."

Wir geben hier diesen Brief wortgetreu.

„An Seine Eminenz Monseigneur den
Cardinal Mazarini.

„Ich wünschte Eure Absichten in Beziehung auf die gegenwärtigen Angelegenheiten von England zu kennen. Die zwei Königreiche sind sich zu nahe, als daß sich Frankreich nicht mit unserer Lage beschäftigen sollte, wie wir uns mit der von Frankreich beschäftigen. Die Engländer sind beinahe insgesammt einhellig für die Bekämpfung der Tyrannei von König Karl I. und seinen Parteigängern. Durch das öffentliche Vertrauen an die Spitze dieser Bewegung gestellt, weiß ich besser als irgend Jemand die Natur der Sache und ihre Consequenzen zu schätzen. Gegenwärtig führe ich Krieg und ich bin im Begriffe, König Karl I. eine entscheidende Schlacht zu liefern. Ich werde sie gewinnen, denn die Hoffnungen der Nation und der Geist des Herrn sind für mich. Ist diese Schlacht gewonnen, so hat der König weder in England noch in Schottland mehr Hülfsquellen, und wenn er nicht gefangen genommen oder getödtet wird, versucht er es, nach Frankreich überzugehen, um Soldaten zu rekrutiren und sich Waffen und Geld zu verschaffen. Bereits hat Frankreich die Königin Henriette aufgenommen und, ohne Zweifel unwillkührlich, einen Herd des unauslöschlichen Bürgerkrieges in meinem Lande unterhalten. Aber die Königin Henriette ist eine Tochter von Frankreich, und Frankreich war ihr wenigstens Gastfreundschaft schuldig. Was aber den König Karl betrifft, so nimmt die Frage ein anderes Ge-

sicht an. Empfinge und unterstützte Frankreich den König, so würde es die Handlungen des englischen Volkes mißbilligen und England und namentlich dem Gange der Regierung so wesentlich schaden, daß ein solcher Zustand wirklichen Feindseligkeiten gleich käme."

In diesem Augenblick hörte Mazarin, sehr beunruhigt durch die Wendung, die der Brief nahm, zu lesen auf und schaute den jungen Mann verstohlen an.

Er träumte immer noch.

Mazarin fuhr fort:

„Es ist also dringend, Monseigneur, daß ich erfahre, woran ich mich in Beziehung auf die Absichten von Frankreich zu halten habe. Die Interessen dieses Königreichs und die von England sind, obgleich in umgekehrtem Sinne gelenkt, sich näher, als man glauben sollte. England bedarf der innern Ruhe, um die Vertreibung seines Königs zu vollenden. Frankreich bedarf dieser Ruhe, um den Thron seines jungen Monarchen zu befestigen. Ihr habt diesen innern Frieden so sehr wie wir nöthig, diesen Frieden, den wir durch die Energie unserer Regierung bereits berühren.

„Eure Streitigkeiten mit dem Parlament, Eure Zwistigkeiten mit den Prinzen, welche heute für Euch und morgen gegen Euch kämpfen, die Hartnäckigkeit des von dem Coadjutor, dem Präsidenten Blancmesnil und dem Rath Broussel angeführten Volkes, diese ganze Unordnung endlich, welche die verschiedenen Stufen des Staates durchläuft, muß Euch mit Unruhe die Möglichkeit eines fremden Krieges betrachten lassen; denn dann würde England, im höchsten Maße aufgeregt durch die neuen Ideen, sich mit Spanien verbinden, das bereits auf eine solche Allianz abzielt. Bekannt mit Eurer Klugheit, Monseigneur, und mit der ganz persönlichen Stellung, die Euch die Ereignisse gegenwärtig geben, dachte ich, Ihr würdet lieber Eure Kräfte im Innern von Frankreich concentri-

ren und die neue Regierung von England den ihrigen überlassen. Diese Neutralität besteht nun darin, daß Ihr den König Karl von dem Gebiete Frankreichs entfernt und diesen Eurem Lande völlig fremden König weder durch Waffen, noch durch Geld, noch durch Truppen unterstützt.

„Mein Brief ist also ganz vertraulicher Natur, und ich schicke Euch denselben durch einen Mann, der mein volles Zutrauen besitzt. Er geht in Folge eines Gefühles, das Eure Eminenz zu schätzen wissen wird, den Maßregeln voraus, die ich je nach den Ereignissen nehmen werde. Oliver Cromwell hat es für besser erachtet, mit einem verständigen Geiste, wie mit dem von Mazarin zu verhandeln, als mit einer Königin von allerdings bewunderungswürdiger Festigkeit, welche jedoch den eitlen Vorurtheilen der Geburt und der göttlichen Gewalt unterworfen ist.

„Gott befohlen, Monseigneur. Habe ich in vierzehn Tagen keine Antwort, so werde ich meinen Brief als nicht geschehen betrachten.

Oliver Cromwell."

„Herr Mordaunt," sagte der Cardinal, die Stimme erhebend, als wollte er den Träumer wecken; „meine Antwort auf diesen Brief wird um so befriedigender für den General Cromwell ausfallen, je mehr ich überzeugt sein kann, daß man nicht wissen wird, ich habe sie gegeben. Erwartet sie also in Boulogne-sur-Mer und versprecht mir, morgen früh abzureisen."

„Ich verspreche es Euch, Monseigneur," antwortete Mordaunt; „aber wie lange wird mich Eure Excellenz auf diese Antwort warten lassen?"

„Wenn Ihr sie in zehn Tagen nicht erhalten habt, könnt ihr abgehen."

Mordaunt verbeugte sich.

„Das ist noch nicht Alles, mein Herr," fuhr Mazarin fort. „Eure persönlichen Abenteuer haben mich lebhaft gerührt. Ueberdies macht Euch der Brief vo

Cromwell in meinen Augen so wichtig, wie einen Botschafter. Laßt hören, ich wiederhole es, was kann ich für Euch thun?"

Mordaunt überlegte einen Augenblick. Nach einem sichtbaren Zögern war er im Begriff den Mund zu öffnen, um zu sprechen, als Bernouin hastig eintrat, sich an das Ohr des Cardinals neigte und ihm zuflüsterte:

„Monseigneur, die Königin Henriette erscheint so eben in Begleitung eines englischen Edelmanns im Palais-Royal."

Mazarin machte auf seinem Stuhle eine heftige Bewegung, welche dem jungen Manne nicht entging und die vertrauliche Eröffnung zurückdrängte, die er ohne Zweifel machen wollte.

„Mein Herr," sagte der Cardinal, „nicht wahr, Ihr habt gehört? Ich bestimme Euch Boulogne, weil ich denke, es wird Euch jede Stadt von Frankreich gleichgültig sein. Ziehet Ihr eine andere vor, so nennt dieselbe; aber Ihr begreift leicht, daß ich, umgeben von Einflüssen, denen ich nur durch Discretion entgehe, wünschen muß, daß Eure Anwesenheit in Paris unbekannt bleibe."

„Ich werde abreisen, Monseigneur," sprach Mordaunt und machte einige Schritte nach der Thür, durch die er eingetreten war.

„Ich bitte Euch, nicht hier durch," rief der Cardinal lebhaft; „wollt durch diese Gallerie gehen, von wo aus Ihr das Vestibule erreicht. Man soll Euch nicht sehen; unsere Zusammenkunft muß geheim bleiben."

Mordaunt folgte Bernouin, der ihn in einen anstoßenden Saal treten ließ, wo er ihn einem Huissier, demselben eine Ausgangsthüre bezeichnend, übergab.

Dann kehrte er eilig zu seinem Herrn zurück, um die Königin Henriette einzuführen, welche bereits durch die Glasgallerie herbeikam.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Zwanzig Jahre nachher Fortsetzung der Drei Musketiere

Bd.: 4/6

Stuttgart (1845)

L.eleg.g. 16 t-2,3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572967-0